ZS

Zürcher Studierendenzeitung

3/23

Was ist das zwischen uns?

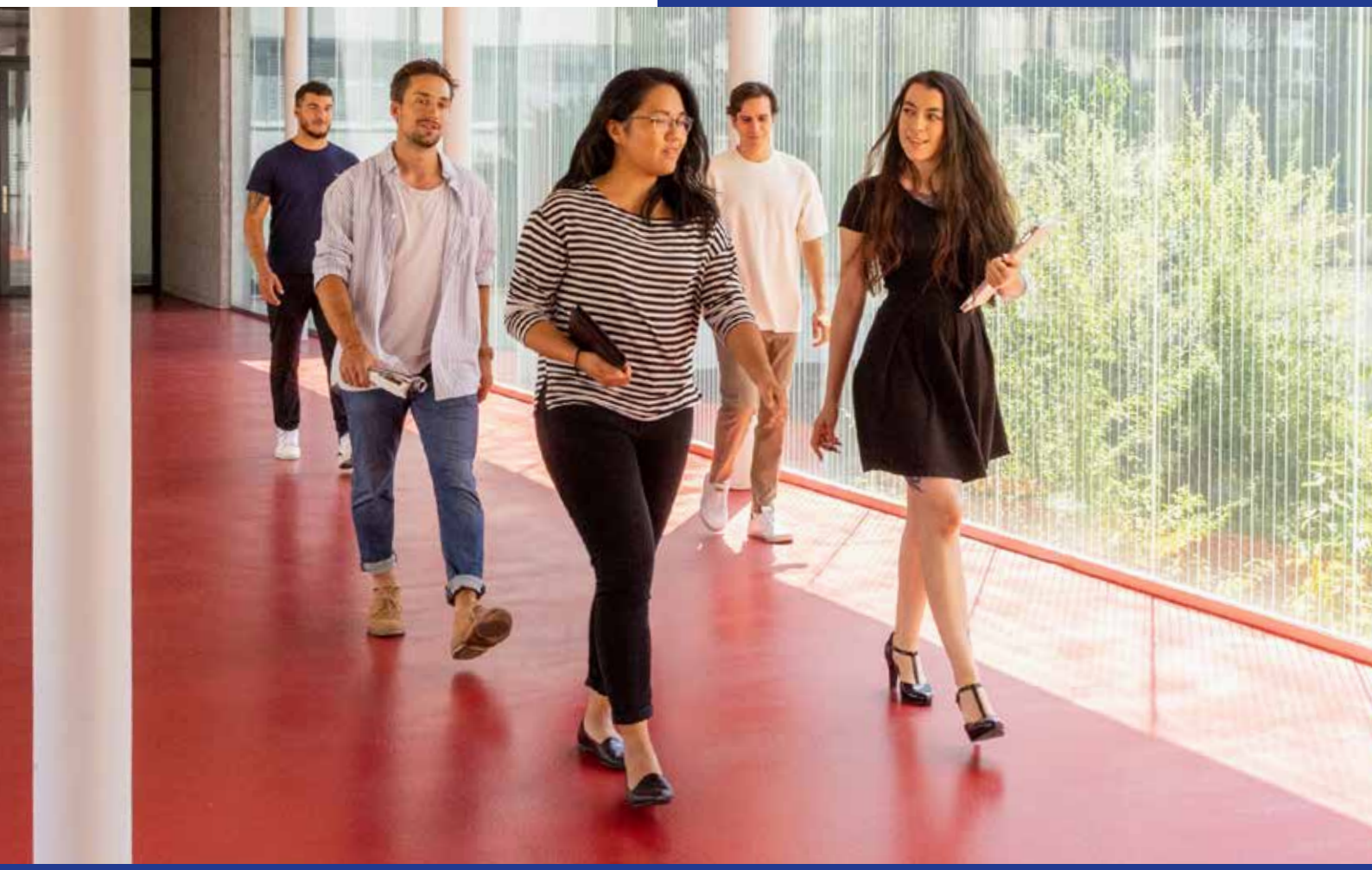
Zeit, über Beziehungen zu reden

Besetzter Wald
Zu Besuch in Rümlang

Stigma Sexarbeit
Über Widersprüche im Feminismus

Studis im Nachteil
Behinderte prallen bei der Uni ab

Stadt Zürich



Die Berufskarriere gezielt starten.

#Hochschulpraktika

Editorial

Beziehungsweisen — In der Mensa, beim Feierabendbier oder im ASVZ ist es eines der häufigsten Gesprächsthemen: Beziehungen. Dabei geht immer öfter nicht nur um das gängige Getratsche über das Wie und Ob eines Dates, sondern vermehrt um alternative Beziehungsformen – und das ist gut so. Denn wie soll man sonst erfahren, ob man in einer polyamoren Beziehung vielleicht glücklicher leben würde als in einer monogamen? Oder dass sich nicht alle verlieben müssen? Wir haben in dieser Ausgabe ein Schlaglicht auf einzelne Aspekte dieses Themas geworfen.

Im Gespräch erzählt der 53-jährige Masus von seiner Siebner-Beziehung, einem sogenannten Polykül, und verrät, warum Polyamorie die Gleichstellung fördert (S. 16-17).

Braucht es Romantik und Sex in Beziehungen? Im Leben von Natascha und Selina spielen sie keine Rolle. Wir haben uns in der aromantischen und asexuellen Gemeinschaft umgesehen und erklären etwa, was «Queerplatonic Relationships» sind (S. 18-19). Und was meinen wir eigentlich, wenn wir von Verliebtheit sprechen? In einem Essay zeigen wir, was genau passiert – und warum wir uns dabei täuschen (S. 20-21).

Für die Redaktion,
Carlo Mariani und Lukas Heinser

News

4–5 Für ein Seminar nach Australien fliegen
Die Uni will trotzdem Netto-Null erreichen

7 Neue Erkenntnisse aus dem Frühmittelalter
Frauen durften mehr als bisher gedacht

8–9 Wenn Studieren unmöglich wird
Nachteilsausgleiche werden abgelehnt

10 Keine gratis Menstruationsprodukte
Aktion wurde vom Hausdienst sabotiert

11 Bayer spendet 1 Million an die ETH
Der Pharmariese kann sich grün färben

Kultur

24–25 Sexarbeit und Feminismus
Expert*innen wollen Entstigmatisierung

26–27 Buchtipps für den Sommer
Sieben Bücher für nach den Prüfungen

30 100 Jahre Zürcher Studierendenzeitung
Folge 3: Die Nachkriegszeit

32–34 Sie wollen mehr als nur den Wald retten
Zu Besuch bei der Besetzung in Rümlang

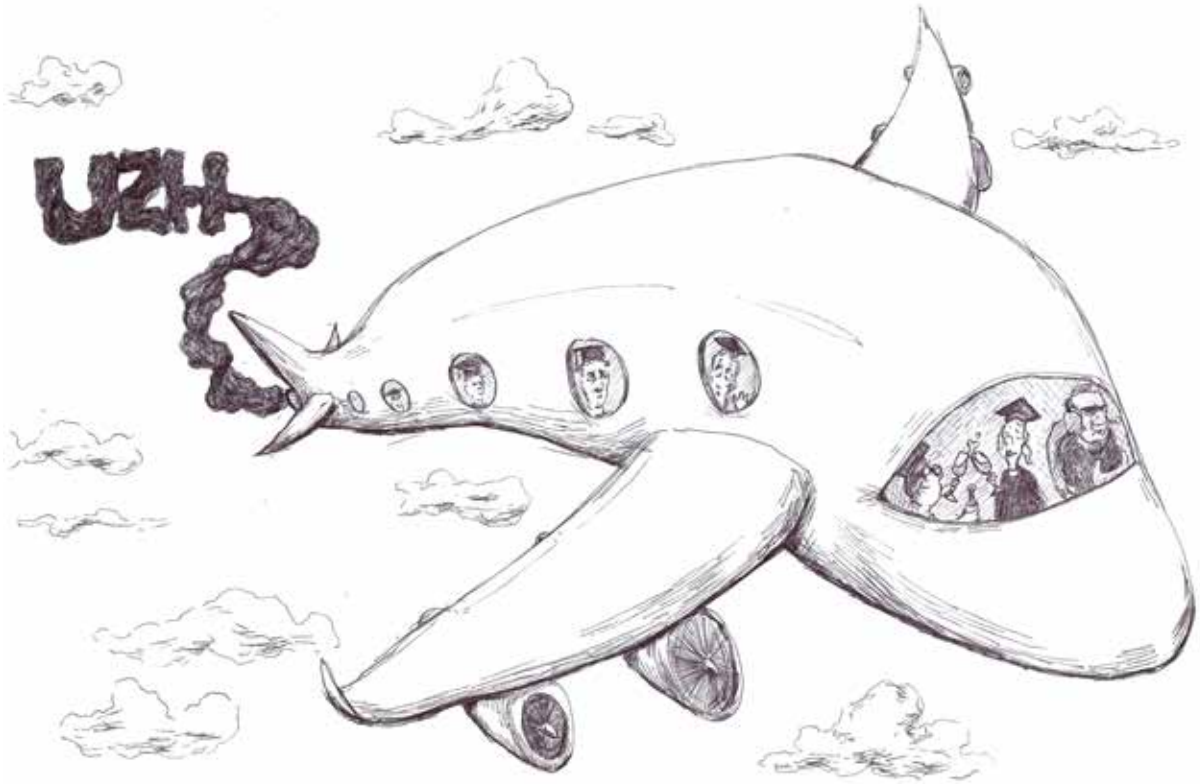
Thema

16–17 Glücklich zu siebt
Interview mit einem Polyamorösen

18–19 Jenseits von Sex und Romantik
Asexuell und aromantisch lieben

20–21 Verliebt sein heisst Idealisieren
Warum wir Gefühlen nicht trauen sollten

6 Kurzmeldungen
12 Kochkolumne
13 Senf der Redaktion
23 Bildbox
28–29 Kulturspalten
31 Rätsel
35 Comic



Wann geht den Auslandflügen für Seminare das Kerosin aus? Die Uni will bald einen Sinkflug starten – mit bizarren Methoden.

Uni will trotz Flugreisen Netto-Null erreichen

Für ein Seminar nach Brisbane fliegen? An der Uni erlaubt. Studierende toben auf Jodel, die Hochschule relativiert – und hält an den Klimazielen fest.

Roxane Steiger (Text) und Ben Sprenger (Illustration)

Bis 2030 sollen die Universität Zürich und die ETH klimaneutral sein. Doch Flugreisen machen an beiden Hochschulen immer noch einen beträchtlichen Teil der Treibhausgasemissionen aus.

Darum ist im Februar dieses Jahres auf der Online-Plattform Jodel eine Debatte unter Studierenden über die Verhältnismässigkeit von gewissen Flugreisen ausgebrochen. Auslöser war ein fünftägiges Seminar an der juristischen Fakultät dieses Frühjahrssemester, welches in Brisbane, Australien, stattfand. Das Seminar zu «Transnational Organised Crime» weist thematisch keinen direkten Bezug zu Australien auf, und auch die Partneruniversitäten, die am Seminar beteiligt sind, forschen und lehren, mit einer Ausnahme, an europäischen Universitäten. Der 40-stündige Flug verursacht laut CO_2-Rechner von Myclimate 5,7 Tonnen CO_2. Zur Veranschaulichung: Der weltweite Durchschnitt von CO_2-Emissionen pro Kopf lag 2021 bei 4,7 Tonnen. Die ZS hat bei den Nachhaltigkeitsverantwortlichen von Uni und ETH nachgefragt, ob die heutigen Massnahmen in diesem Bereich zur Erfüllung ihrer Klimaziele genügen.

2019 waren Flugreisen für 35 Prozent der gesamten Emissionen der Universität Zürich verantwortlich. Über 80 Prozent stammten von Langstreckenflügen, die nur rund einen Drittel der Flüge ausmachten. In einer Umsetzungsstrategie hat die Universität Zürich festgehalten, wie sie ihr Netto-Null-Ziel erreichen will. Bezüglich Flugreisen soll primär beim wissenschaftlichen Austausch vermehrt auf virtuelle Kooperation gesetzt werden. Zusätzlich hat die Uni Massnahmen zum Absenkpfad bezüglich Flugreisen-Emissionen definiert: «Die Universitätsleitung hat beschlossen, dass Emissionen durch Flugreisen, nachdem sie durch die Pandemie zurückgegangen waren, nur auf maximal 60 Prozent des vorherigen Niveaus wieder ansteigen dürfen. Danach ist ein Absenkpfad von jährlich mindestens drei

Prozent vorgesehen», erklärt Lorenz Hilty, Nachhaltigkeitsdelegierter der Uni.

Allerdings weist er darauf hin, dass die Emissionen, die durch das Seminar im Brisbane verursacht werden, nicht unter die Reduktionsziele der Universitätsleitung fallen. Die Emissionen würden erst zur Verantwortung der Universität gehören, wenn diese die Flüge mindestens zur Hälfte finanziert. Für dieses fakultative Seminar, das von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät angeboten wird, müssen die Studierenden für die vollen Kosten des Flugs nach Brisbane aufkommen. Auf die Frage, ob die Flugreise nach Brisbane mit der Nachhaltigkeitsstrategie vereinbar sei, sagt Hilty: «Wenn die Durchführung eines Seminars in Brisbane einen Nutzen hat, der die damit verbundene Klimabelastung wert ist, dann ist dagegen nichts einzuwenden. Ich kann und will nicht im Einzelfall beurteilen, welchen Nutzen eine Aktivität in Lehre oder Forschung hat.»

An der ETH gibt es ein «Flugreisen-Projekt»

An der ETH machen gemäss Schätzungen die Flugreisen 12 Prozent aller Treibhausgasemissionen aus. «Die absoluten Flugreisen-Emissionen fürs Jahr 2022 sind circa 45 Prozent tiefer als jene von 2016 bis 2018», sagt die Verantwortliche für das «Flugreisen-Projekt» der ETH Giuliana Turi. Dabei könnten aber auch die Nachwirkungen der Pandemie nachschwingen.

Im Rahmen des Flugreisenprojekts sollen alle Departemente für das Jahr 2025 Reduktionsziele für Flugemissionen zwischen 5 und 50 Prozent erreichen. Im Durchschnitt betrugen die Einzelziele im Jahr 2021 15 Prozent. Zu weiteren konkreten Massnahmen zur Erreichung der Klimaziele gehören ausserdem die Aufforderung an ETH-Angehörige im aktuellen Spesenreglement, innerhalb Europas für Reiseziele, die in weniger als acht Stunden mit der Bahn oder dem Bus erreicht werden können, alternative Mobilitätsmittel zu verwenden. Ausserdem werden nur Business-Class-Flüge ausserhalb Europas rückvergütet. Auch die Uni kündigte Mitte April an, dass nun Pläne der verschiedenen Fakultäten vorliegen, mit welchen Massnahmen sie den Absenkpfad bei Flugreisen erreichen wollen. Zum Beispiel hat die Philosophische Fakultät letzten Herbst eine Lenkungsabgabe für Flugreisen eingeführt, deren Einnahmen in einen Fonds fliessen, aus dem die Fakultät Zug- und Busreisen unterstützt. Die Theologische Fakultät erstattet keine Flugkosten, wenn das Ziel per Bahn in weniger als 10 Stunden erreichbar ist.

ETH und Universität setzen im Rahmen der Umsetzungsstrategien und Projekte in erster Linie auf freiwillige Anreize. Speziell bei den Departementen wurde an der ETH in erster Linie auf Freiwilligkeit gesetzt, so Turi. «Unter dem Schirm des kürzlich festgelegten ETH-Netto-Null-Ziels sind wir daran, diesen Ansatz zu überarbeiten und den Übergang von Freiwilligkeit zu klaren Verbindlichkeiten einzuleiten», bekräftigt Turi. Das genaue Vorgehen werde zurzeit noch erarbeitet. Wenn es um die konkreten Angebote geht, haben weder die Nachhaltigkeitskommission der ETH, noch jene der Universität eine Übersicht über Kursangebote an ihren Hochschulen, die eine Flugreise vorsehen. Die ETH will laut Turi in Zukunft eine Übersicht erstellen, in der die Lehrangebote systematisch erfasst und analysiert werden. Bei der Universität Zürich sieht es diesbezüglich anders aus: «Es ist der falsche Weg, wenn man versucht, von einer zentralen Warte aus zu beurteilen, welche Aktivitäten wie viel Klimabelastung wert sind», sagt Hilty. Die Abwägungen müssten «dezentral und situationsabhängig» vorgenommen werden.

«Die Uni ist erst dann für die Emissionen verantwortlich, wenn sie die Flüge mindestens zur Hälfte finanziert.»

Lorenz Hilty, Nachhaltigkeitsdelegierter der Uni

Andere Seminare finden in Kolumbien statt

Auf Jodel kritisieren einige Stimmen aus der Studierendenschaft die lange Flugzeit, insbesondere in Bezug auf die kurze Aufenthaltszeit. Grosser Diskussionspunkt ist zudem, dass die Studierenden selber für die Kosten für Reise und Aufenthalt aufkommen müssen. Auf Nachfrage der ZS sagt ein Student der Rechtswissenschaftlichen Fakultät: «Angesichts dessen, dass die Uni bis 2030 klimaneutral sein will, sind fünftägige Jus-Seminare in Brisbane absurd.» Besonders stossend sei, dass es keine guten Gründe gegeben habe, nach Brisbane zu reisen.

Andere Seminare würden zum Beispiel in Kolumbien stattfinden. Dort werde aber das Strafrechtssystem Kolumbiens behandelt. In diesem Fall seien also die Gründe für eine Anreise ersichtlich. «Ich fordere von der Universität, für solche Fälle verbindlichere und nachvollziehbare Richtlinien zu erlassen», sagt der Student. Doch davon scheinen die Hochschulen weit entfernt. Zwar haben sie Massnahmen festgelegt, die zum Erreichen der Klimaziele beitragen sollen. Dabei setzen sie allerdings stark auf Empfehlungen, Anreize und Freiwilligkeit. Ob das genügt, wird sich bald zeigen. ◊

Sexistische Jus-Prüfungen

Studie — Der Verein Feministisch.Ius hat mit einer Gruppe von rund 20 Studierenden und Doktorierenden eine Studie durchgeführt, die zum Schluss kommt, das Prüfungssachverhalte – also fiktive Fälle, die es an der Prüfung zu lösen gilt – an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Uni Zürich stereotypische Geschlechterrollen reproduzieren. Der Bericht «Der Richter und die Sekretärin» und mögliche Lösungen werden am Dienstag, dem 13. Juni, um 12.15 Uhr im Hauptgebäude der Uni Zürich (KOL-F-101) diskutiert. [mac]

Neues Velomagazin

Radsport — Nach einem Crowdfunding soll im Juni pünktlich zur Tour de Suisse die erste Ausgabe des neuen Radsport-Magazins «Gruppetto» erscheinen. Ein Journalist, ein Velokurier und ein Grafiker haben das Magazin gegründet und wollen «packende Radsportgeschichten erzählen, weniger bekannte Hintergründe beleuchten und die Velobegeisterung der Leser*innen widerspiegeln». Ein Magazin für Velofans? Wenn genügend Abos zusammenkommen, soll das Heft ab 2024 viermal pro Jahr erscheinen. [luc]

Eine zweite Uni für Zürich?

Rektor-Interview — Michael Schaepman, der Rektor der Uni Zürich, gab in der NZZ am Sonntag ein Interview, in dem er die Sparpläne des Bundes kritisiert: Die Universität rechne in den nächsten Jahren mit einem Wachstum an Studierenden von 2,2 Prozent jährlich und stosse damit mit ihren Ressourcen «überall an ihre Grenzen». Er befürchtet aus diesem Grund eine Verschlechterung des Betreuungsverhältnisses an der Hochschule. Eine Lösung des Problems wäre laut Schaepman das Einrichten einer zweiten Universität in Zürich, die alternative Studiengänge anböte. Gleichzeitig schlägt er vor, auch Personen ohne Matura an der Uni zuzulassen. [hel]

Erster Platz für die ZS

Preisgekrönt — Diese Zeitung hat für die dritte Ausgabe des letzten Jahres den Preis für die beste Studierendenzeitung im deutschsprachigen Raum gewonnen. Zum dritten Mal gewinnt die ZS damit den jährlich vergebenen Pro Campus-Presse Award – den Preis, den deutschsprachige Studierendenzeitungen gewinnen können. Martina Kix, Chefredaktorin des Magazins Zeit Campus, war Mitglied der Jury: «Die Schlichtheit, die Aktualität und die Tiefe des Titels haben mir besonders gefallen.» [mac]

Karikatur

Hier zeichnet Noah Liechti von «Die Präsenz» für die ZS.

Sie durften Verträge unterzeichnen

Frauen hatten im Frühmittelalter mehr Rechte, als man lange dachte.

Basil Gallati
(Text und Illustration)

«Tochter des verstorbenen Rekinbert, Zeichen der Beata»: Die Unterschrift der Alemannin Beata.

Wer sich das Leben der Frauen im Frühmittelalter vorstellt, hat sogleich das Bild einer traurigen Existenz vor Augen, die sich durch grosse Abhängigkeit von einem männlichen Vormund auszeichnet. Sogar die freien Frauen, die nicht zur Schicht der Unfreien oder Halbfreien gezählt wurden, unterstanden der Verfügungsgewalt der Männer – so steht es zumindest im Gesetzestext der Langobarden, dem «edictus rotharii», geschrieben.

Die ältere Forschung hat dieses Bild angenommen und verbreitet. Gegenüber der Tatsache, dass in Urkunden und Rechtsformeln Frauen als handelnde Subjekte auftauchten, wurden gerne ein Auge oder zwei zugedrückt.

Langobardisches Recht nicht entscheidend

In seinem Forschungsartikel «Handlungsfähigkeit und rechtliche Stellung der freien Frau im fränkischen Reich (6. – 8. Jh.)», der demnächst im Journal «Francia» erscheinen wird, geht der Historiker Sebastian Scholz von der Universität Zürich auf die Unzulänglichkeiten der älteren Forschung ein und kommt zu dem Schluss, dass Frauen im Frühmittelalter über beachtlichen rechtlichen Handlungsspielraum verfügten, auch wenn von einer Gleichberechtigung der Geschlechter nicht die Rede sein könne.

Scholz weist darauf hin, dass sich neben dem langobardischen Recht nur äusserst wenige Belege zur «Geschlechtervormundschaft» in germanischen Gesetzestexten finden lassen. Wenn diese Vormundschaft tatsächlich dermassen weit verbreitet war, müsste sie jedoch deutlich häufiger erwähnt werden. Aus dem Schweigen weiterer germanischer Rechtstexte darf deshalb nicht auf die Deutungshoheit des langobardischen Rechts geschlossen werden.

Tatsächlich entstand das langobardische Recht erst nach dem fränkischen, dem burgundischen oder dem westgotischen Recht, was die Vermutung nahelegt, dass die langobardischen Frauen stärker eingeschränkt waren als ihre benachbarten Germaninnen. Im fränkischen Reich, das bis zum Jahre 800 den grössten Teil der benachbarten Regionen erobert hatte, herrschte zudem ein Rechtspluralismus. Es existierten also mehrere Rechtssysteme gleichzeitig, welche sich von Region zu Region unterschieden. Beispielsweise fand der weströmische «Codex Theodosianus» häufige Anwendung im fränkischen Rechtswesen und erlaubte dem Mann, nur mit Zustimmung der Frau in deren Namen zu handeln.

Aufgrund der Koexistenz und Konkurrenz der verschiedenen Rechtssysteme darf die langobardische Rechtslage nicht verallgemeinert werden, das heisst: Im fränkischen Recht gab es keine totale Vormundschaft des Mannes. Doch wie sah der rechtliche Handlungsspielraum der Frauen tatsächlich aus?

Frauen konnten Besitztümer verwalten

Zum Schrecken der älteren Forschung lassen sich in Privaturkunden und Rechtsformeln eigenständige Akteurinnen finden. Scholz führt Belege von Frauen an, die Besitz erben, Klage gegen Männer erheben, Eide leisten, eigenständig ihre Besitztümer verwalten, Güter verkaufen oder Verträge aufsetzen lassen und unterzeichnen – ohne die Zustimmung eines Mannes.

Besonders eindrücklich ist die Urkunde der Alemannin Beata, die für das Seelenheil ihrer Eltern und eine Pilgerreise nach Rom zahlreiche Besitztümer und Unfreie dem Kloster St. Gallen stiftete. Damit zeigt die Quelle zugleich eigenständige Motivation, Individualbesitz und Bildung der Frau auf. Ergänzend weisen formelhafte Rechtsvorlagen, welche nur bei häufigem Gebrauch sinnvoll sind, auf einen routinierten Umgang des Rechtswesens mit selbstständig handelnden Frauen hin. So zeichnet Scholz ein neues, dynamisches Bild der Frauen im Frühmittelalter und bricht mit alten Vorurteilen. ◊

Studierende mit Behinderung stossen bei der Uni auf wenig Gehör

Obwohl die Uni Nachteilsausgleiche anbietet, werden manche Gesuche nicht berücksichtigt oder abgelehnt. Die Unileitung weiss davon nichts.

Sepinud Poorghadiri (Text) und Anna Niederer (Illustration)

Für Julie D., die ihren Uni-Alltag um die Diagnose ADHS gestaltet, ist die bevorstehende Prüfungsphase dieses Semester besonders stressig. Ihr Nachteilsausgleich (NTA), eine notwendige individuelle Anpassung der Prüfungsbedingungen, die Studierende mit Behinderunge beantragen können, steht nämlich noch aus. Hierbei handelt es sich nicht um einen Einzelfall: Mehrere Studierende der Philosophischen Fakultät berichteten dieses Semester von verspäteten oder negativen Entscheiden betreffend ihres Nachteilsausgleichs. Zudem haben sich vor kurzem Institute der Philosophischen und Medizinischen Fakultät dazu entschieden, Podcasts und Livestreams, die seit der Pandemie ermöglicht sind, und für viele Studierende mit Behinderung eine grosse Hilfe darstellen, wieder abzuschaffen.

Zu wenig Ressourcen für die Fachstelle

Angesichts ihrer Diagnose wäre es in Julies Augen nur fair, wenn sie an Prüfungen mehr Zeit erhielte. Entsprechend reichte sie ihren Antrag fristgerecht und vollständig ein. Jedoch verstrich die Bearbeitungsfrist von vier bis sechs Wochen ohne jegliches Urteil. Auf Anfrage erfuhr sie, dass es dieses Semester wegen eines Krankheitsfalls an ihrer Fakultät bei der Bearbeitung von NTAs zu beträchtlichen Verspätungen kommen werde. Auch innerhalb der Philosophischen Fakultät kam es zu Krankheitsfällen. Chiara Bono, eine Ethnologie-Studentin, die an starkem ADHS leidet, berichtet von einer Verzögerung von rund zwei Monaten wegen krankheitsbedingter Abwesenheiten von Mitarbeitenden. Das sei für sie besonders belastend, da ihr Gesuch das Bereitstellen von Vorlesungsfolien oder Podcasts für Pflichtmodule beinhalte – Entscheide über NTAs, die eigentlich während des Semesters getroffen werden müssten.

Laura Galli, Co-Präsidentin des VSUZH, kritisiert: «Die Ressourcen der Fachstelle Studium und Behinderung (FSB) sind bereits ausgeschöpft und werden vonseiten der Uni nicht aufgestockt. Die Bearbeitung der Anträge dauert oft lange, kann aber nicht verschnellert werden, da es nur wenige Mitarbeitende gibt.» Auch würden NTAs teilweise nicht gewährt werden, obwohl sie notwendig wären.

«Studis werden faktisch und ohne jegliche Erklärung vom Studium ausgeschlossen.»

Sozialistische Mediziner*innen Schweiz

Genauso war es bei Bono: Auf Empfehlung der Student Services nahm sie Mitte Semester mit Jan Patrick Heiss, NTA-Ansprechperson ihres Institutes, direkt Kontakt auf. Er lehnte ihr Gesuch jedoch ab: Das Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft habe beschlossen, keine Podcasts der Vorlesungen mehr zur Verfügung zu stellen, da sich diese negativ auf die Interaktion in der Lehre auswirkten. Auch könne das Institut keine Vorlesungsfolien weiterreichen, da die Modulgestaltung Sache der Dozierenden sei. Wenn diese ihre schriftlichen Notizen nicht freigeben wollten, würde sich das Institut auch nicht einmischen, so Heiss.

Für Bono ist das ein hartes Urteil: «Wenn ich das Pflichtmodul unter diesen Umständen nicht bestehe, weil ich wegen meiner kognitiven Einschränkungen mit Notizen nicht mitkomme, weiss ich nicht, wie ich meinen Bachelor abschliessen soll.» Zudem sei es wichtig zu betonen, dass es sich hierbei um Pflichtmodule handelt. «Studieninteressierte, die mit einer Behinderung leben, müssten bei der Studienwahl daher eigentlich prüfen, welches Studium für sie vonseiten der Uni überhaupt ermöglicht wird.» Das sei insbesondere problematisch, da die Uni dem Behindertengleichstellungsgesetz untersteht und somit verpflichtet ist, Personen mit Behinderung ein chancengleiches Studium zu ermöglichen.

Auch an der Medizinischen Fakultät wird momentan über Onlineangebote diskutiert. Nach dem Entscheid, Livestreams für angehende Mediziner*innen wieder abzuschaffen, lancierte das Kollektiv «Sozialistische Mediziner*innen Schweiz» im März eine Petition. Diese lief parallel zu einer fakultätsinternen Reevaluation der Thematik. Jedoch blieb das medizinische Dekanat bei seinem Entscheid. Das Kollektiv veröffentlichte daraufhin im April einen offenen Brief an das Dekanat. Dieses antwortete aber, dass es diesbezüglich nur mit den zuständigen Instanzen der Universität und nicht mit dem Kollektiv ins Gespräch treten würde. Für Mitglieder des Kollektivs ein klares Zeichen fehlender Transparenz: «Studis, die sich keine

Wohnung in Uni-Nähe finanzieren können oder beeinträchtigt sind, und daher nicht in der Lage sind, vor Ort zu sein, werden so ohne jegliche Erklärung vom Studium ausgeschlossen.» Zudem widerspreche diese Entscheidung den Werten der Nachwuchsförderungsstrategie der Medizinischen Fakultät, in denen sie sich zu mehr Chancengleichheit verpflichten.

Für Annuska Derks, Programmdirektorin der Ethnologie, haben systematische Aufzeichnungen von Vorlesungen Auswirkungen auf die Qualität der Lehre: «Die Entscheidung, auf Aufzeichnungen zu verzichten, gründet vor allem in unserer Sorge um die Qualität der Lehre und die Qualität des Lernens.» Auch sie betont die Wichtigkeit der Interaktion: Der persönliche Austausch, ein zentraler Aspekt der Wissensvermittlung und Wissensaneignung, wird von systematischen Aufnahmen erschwert. Zudem stelle sich für ihr Institut im Moment die Frage, «inwiefern die Verwendung von Podcasts generell für mehr Gerechtigkeit für Studierende mit Anspruch auf einen NTA sorgen würde», so Derks.

Allerdings führte die Fachstelle Studium und Behinderung im Jahr 2021 hierzu eine Studie durch: Rund 64 Prozent aller befragten Studis mit Behinderung erlebten ihren Universitätsalltag durch Hybrid- oder Online-Angebote vereinfacht. Abteilungsleiter Christian Börner spricht entsprechend von einer Zunahme an Gesuchen um Podcasts, die insbesondere seit der Pandemie zu beobachten sei. Aufzeichnungen würden die barrierefreie Teilhabe am Studium erleichtern. Sie seien deshalb regelmässig unter den Massnahmen vertreten, die die FSB den Fakultäten als NTA empfiehlt. Jedoch sei der Einflussbereich der Fachstelle begrenzt: «Da die Fakultäten autonom über die Gewährung der NTA entscheiden, kann es durchaus vorkommen, dass nicht alle empfohlenen Massnahmen auch den Weg in die Umsetzung finden.»

Prorektorin Siegert tappt im Dunkeln

Gabriele Siegert, Prorektorin Studium und Lehre, hält fest, dass es insgesamt den Dozierenden überlassen bleibt, welche Unterlagen sie mit Studierenden teilen möchten. Die meisten Dozierenden stellen nach Siegert aber eine oder mehrere Arten mündlicher oder schriftlicher Notizen zur Verfügung. Dass von Fakultäten entschieden wird, in einzelnen Pflichtmodulen keine Podcasts oder Vorlesungsfolien zur Verfügung zu stellen, sei ihr nicht bekannt gewesen. Entsprechend kenne sie die Gründe dafür auch nicht. Siegert will dem jedoch nachgehen: Sie beabsichtige, in der Kommission Lehre und Studium mit Studiendekanen und den betroffenen Dozierenden das Gespräch zu suchen und nachzufragen, welche Gründe es dafür gebe.

Auch Derks spricht von möglichen Veränderungen zugunsten von Studis mit Behinderung: Ihr Institut werde sich in Zusammenarbeit mit dem Fachverein und der FSB in den nächsten Wochen noch vertiefter mit der Frage auseinandersetzen, wie die Lehre in der Ethnologie zugänglicher gestaltet werden könne. Im selben Sinn betont Galli, dass die VSUZH-interne Kommission Studium und Behinderung bei der Uni mehr Druck ausüben könnte, um sicherzustellen, dass mehr Beachtung auf Anliegen eingeschränkter Studis gelegt werde.

Für Börner wiederum muss ein ganzheitlicher Lösungsansatz von der Universitätsleitung ausgehen: «Wir teilen die Auffassung, dass es an der Uni Strukturen und Ressourcen braucht, die einen umfassenden Diskriminierungsschutz für Menschen mit Behinderung gewährleisten. Diese Strukturen werden jedoch nicht von der FSB bereitgestellt, sondern von der Universitätsleitung.» ◊

Auch eine Therapie kann da nicht viel helfen: Studierende, die einen Nachteilsausgleich brauchen, sind auf die Genehmigung ihres Gesuchs angewiesen.

Kostenlose Tampons? Fehlanzeige

Studierende fordern gratis Menstruationsprodukte auf allen Toiletten. An der ETH sind solche eine Selbstverständlichkeit, doch die Uni stellt sich quer.

Sumanie Gächter (Text und Bild)

Wer sich am 8. März in aller Früh seinen Weg ins Gebäude des Deutschen Seminars bahnte, bemerkte schnell, dass rot bemalte Tampons im Eingangsbereich von der Decke hingen. Markierungen am Boden leiteten Studierende zu einem Infoplakat. Darauf prangten Mythen über die Periodenarmut, also den erschwerten Zugang zu Tampons und Binden aufgrund finanzieller Engpässe sowie über die Tabuisierung und der damit einhergehenden Schambesetzung der Menstruation. Diesen Mythen gegenüber gestellt waren Fakten, welche diese widerlegen.

Organisiert wurde die Aktion vom Feministischen Apparat des Deutschen Seminars (FADS). Anlässlich des internationalen feministischen Kampftages lud dieser am Nachmittag zu einem Apéro ein und stellte in sämtlichen WCs des Deutschen Seminars Menstruationsartikel bereit. Auch in den Männertoiletten, damit alle menstruierenden Personen, unabhängig von ihrer Geschlechtsidentität, Zugang dazu haben. Damit wollte der Studierendenverein ein Signal senden. Denn es bestehe Bedarf nach kostenlos bereitgestellten Menstruationsartikeln an der Uni und die Forderungen danach würden immer lauter.

Binden nur auf Männer-WCs entfernt

Allerdings machten Mitarbeitende der Abteilung Sicherheit und Umwelt (SU) der Aktion einen Strich durch die Rechnung, bevor sie ihre Wirkung entfalten konnte. Sowohl die Bodenmarkierungen als auch die aufgehängten Tampons wurden noch am selben Morgen beseitigt. Dazu wurden auch die Menstruationsartikel in den Männer-WCs entfernt. Die Stellwand mit dem Infoplakat und der Apéro sowie die Platzierung von Menstruationsprodukten in der Bibliothek sei mit dem Seminar abgesprochen gewesen. «Was nicht abgesprochen war, waren die Bodenmarkierungen und auch das Anbringen von bemalten Tampons im Eingangsbereich, an den WC-Türen und Türklinken zu den Seminarräumen», räumt der Vorstand des FADS ein. Doch dass diese Gegenstände ohne Rücksprache oder Verwarnung entfernt und entsorgt wurden, sei für den Verein ernüchternd: «Darin sind viel Arbeit und finanzieller Aufwand geflossen», hält der FADS fest und ergänzt: «Es ist auch nicht klar, wieso die Menstruationsprodukte bloss auf den Männer-WCs entfernt worden sind. Darin zeigt sich unseres Erachtens, dass die Tat politisch motiviert war.»

Der Vorstand des FADS verfasste daraufhin ein ausführliches Communiqué an die Abteilung SU, an die Abteilungsleiterin der Stelle für Gleichstellung und Diversität (AGL) sowie an die Uni-Leitung, um auf die Relevanz der Aktion rund um das Bereitstellen von Menstruationsartikeln hinzuweisen. Dabei verwiesen sie auf die ETH, die seit 2021 Menstruationsautomaten in Frauen- und genderneutralen WCs anbietet. Doch auf das Communiqué erhielt der FADS bis Redaktionsschluss von keiner der adressierten Stellen eine Antwort. Auf Anfrage der ZS nennt die Abteilung SU als Grund für die Entfernung der Installationen und der Produkte in den Männer-WCs, dass deren Anbringung vom Rektoratsdienst bewilligt sein müsse. Ansonsten würde alles fachgemäss entfernt und der «ursprüngliche Zustand» wiederhergestellt. Laut der Stelle hat man die Anliegen des FADS aber ernst genommen.

Weiter wies die Abteilung auch auf andere Parteien hin, die sich für Periodenartikel an der Uni einsetzen. Die Abteilung AGL hat im letzten Herbst etwa die Arbeitsgruppe «Menstruationsprodukte» gegründet, welche die Einführung von kostenlosen Menstruationsprodukten an der Universität prüft. Gleichzeitig erschien ein Positionspapier der Gleichstellungskommission des VSUZH. Diesem lässt sich entnehmen, dass Menstruationsprodukte für einen unbeschwerten Studien- und Forschungsalltag unabdingbar seien, und dass zur Verfügung stehende Tampons und Binden dazu beitragen würden, die Menstruation im Alltag künftig zu normalisieren.

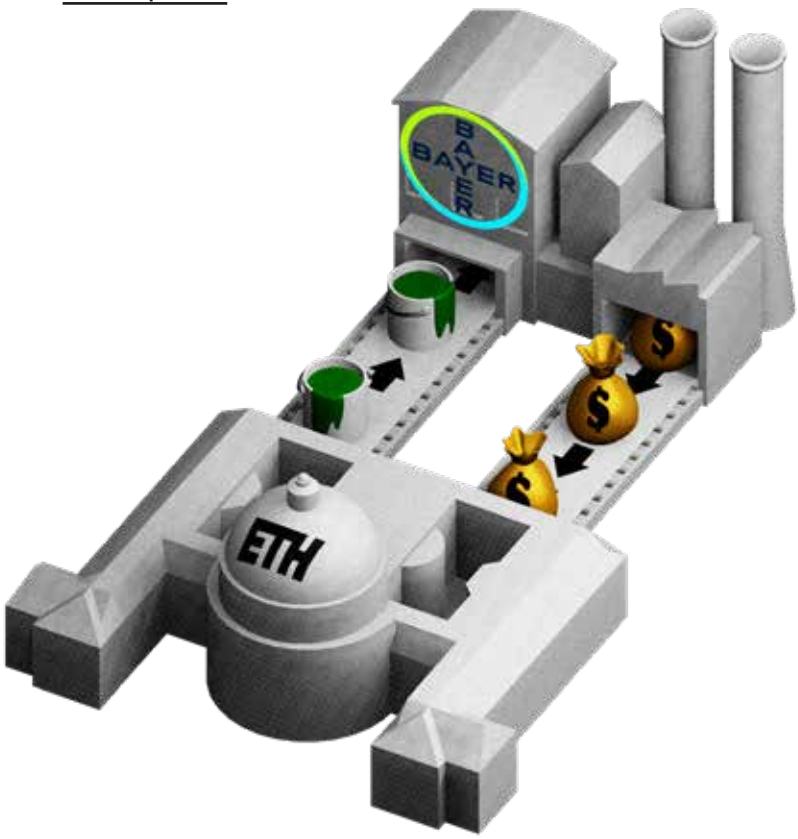
Seraina Eisele von der Gleichstellungskommission des VSUZH findet: «Menstruationsprodukte sollten eine Selbstverständlichkeit sein, wie WC-Papier und Seife. Umso schockierender ist es, dass es, wenn Studierende Initiative ergreifen, so enden muss wie bei der Aktion am Deutschen Seminar.»

Obwohl die Ausgangslage am 8. März frustrierend war, gewann der FADS mit der gescheiterten Aktion Aufmerksamkeit. Das Debakel um die entfernten Objekte sorgte am Deutschen Seminar für Gesprächsstoff und verdeutlichte, dass die Uni sich in gewisser Hinsicht noch zögerlich zeigt, der Thematik auf dem Campus die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. ◊

Bayer hat seine Finger im Spiel

Der umstrittene Pharmakonzern spendet 1 Million Franken an die ETH – und darf im entscheidenden Komittee sitzen.

Camilla Bellmann (Text)
Salomon Aengenheyster-Aber (Illustration)



Geld gegen grüne Farbe: Mit Forschungsspenden können Unternehmen ihren Ruf polieren.

Im Dezember 2022 verkündete das «World Food System Center» der ETH Zürich, eine Spende in Höhe von 1,1 Millionen Franken von Bayer entgegenzunehmen. Innerhalb der nächsten vier Jahre sollen damit vier Forschungsprojekte finanziert werden. Das «World Food System Center» an der ETH wurde 2011 gegründet. Dort verfolgen Wissenschaftler*innen das Ziel, Lösungen zu finden, wie die Welt nachhaltiger und gerechter ernährt werden kann und orientieren sich an den 17 Zielen für nachhaltige Entwicklung der UN. Neben der Forschung ist das «World Food System Center» auch in der Lehre tätig. Ausserdem machen sogenannte «Outreach-Aktivitäten» auf das Thema aufmerksam und kommunizieren zudem Erkenntnisse an Interessengruppen und die breite Bevölkerung.

Geld für vier Forschungsprojekte

Wer nach Parallelen zwischen dem nachhaltigen Forschungszentrum und dem milliardenschweren Chemie- und Pharmakonzern sucht, könnte ins Grübeln kommen. Denn nicht nur lobbyiert Bayer für Glyphosat, dem Unternehmen werden auch Menschenrechtsverletzungen und schwere Umweltvergehen vorgeworfen. Kritik wurde 2017 und 2018 auch laut, weil Bayer in der EU verbotene Pestizide nach Brasilien und Südafrika exportierte.

Mit den Spendengeldern soll das Center also neue wissenschaftliche Erkenntnisse generieren. Welche Massnahmen garantieren aber freie und unabhängige Forschung? Martijn Sonnevelt, Executive Director des «World Food System Center», erklärt: «Die finanzielle Förderung der ausgewählten Projekte wird zu Projektbeginn festgelegt. Die Freiheit von Forschung, Lehre und Publikation für die ausgewählten Forschenden ist jederzeit gewährleistet.» Bayer habe die Möglichkeit, die wissenschaftlichen Fragestellungen zu diskutieren, aber nicht die Arbeiten zu steuern.

Die Ausschreibung für die von der Firma Bayer finanzierten Projekte am Center läuft gerade und ist für alle ETH-Wissenschaftler*innen offen. Bei dieser Ausschreibung ist Bayer präsent. So steht etwa das Unternehmenslogo auf der Ausschreibung und der Konzern war auch bei einer Q&A-Session für Bewerber*innen um die Forschungsprojekte vertreten. Wer hat also die Entscheidungshoheit? Über die Vergabe der Forschungsgelder entscheidet ein eigenes Evaluationskomitee. «Bayer ist auf Einladung der ETH dort vertreten. Die Mehrheit des Komitees besteht aber aus ETH-Angehörigen, und somit liegt auch der abschliessende Entscheid bei der ETH», so Sonnevelt.

Greenwashing oder Wohltätigkeit?

Bayer ist nicht das einzige Unternehmen, welches regelmässig Forschung für Nachhaltigkeit und ähnliches sponsort. «Das ist ein allgemeiner Trend. Firmen wollen zeigen, dass sie sich dafür engagieren. Manchmal tun sie das, um einen Puffer für Krisenzeiten, also wenn es an Kritik zu diesen Themen hagelt, zu schaffen», erklärt Nadine Strauss, Assistenzprofessorin für strategische Kommunikation der Uni Zürich. «Ausserdem erhofft man sich durch die Zusammenarbeit mit einer renommierten Universität positive Ausstrahlungseffekte auf die Reputation des Unternehmens.»

Schlussendlich bleibt es ein zweischneidiges Schwert. «Es gibt auch durchaus positive Beispiele, wie durch solche Spenden aus der Wirtschaft unabhängige und erfolgreiche Forschungsteams entstehen können. Darum ist es ratsam, erstmal abzuwarten und den weiteren Verlauf gut zu beobachten», schliesst Strauss. ◊

Barba di frate – Bis vor ein paar Jahren war er noch eine Seltenheit in den hiesigen Supermärkten. Mittlerweile hat der Mönchsbart die Gemüseauslagen erobert – zu Recht. Das Frühlingsgemüse kann mit seinem salzig-frischen Ton, dem festen Biss und der knackigen Struktur viele Gerichte aufwerten. Und das nicht nur geschmacklich. Denn es sieht auch sehr schick aus, einen Pasta- oder Risottoteller mit dem zarten Kraut zu drapieren. Die schönen Büschel wachsen auf Salzböden am Mittelmeer, von wo sie ihren delikaten, salzigen und scharf-bitteren Geschmack herhaben. [mac]

Pasta mit Bärlauchpesto und Mönchsbart
Für das Pesto 100g frischen Bärlauch mit 75g Pinienkernen, 70g Parmesan und 2dl Olivenöl zu einer feinen Paste mixen. Mit Salz und Pfeffer abschmecken. 500g Tagliatelle al dente kochen und nebenbei 300g Mönchsbart in einer Pfanne mit wenig Olivenöl und zwei in feine Scheiben geschnittenen Knoblauchzehen bei hoher Hitze für 3 Minuten anbraten. Die Tagliatelle mit dem Pesto und wenig Kochwasser vermischen und mit dem Mönchsbart und Parmesan garnieren. [svn]

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung
101. Jahrgang
Ausgabe 3/23
www.zsonline.ch

Verlag
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Geschäftsleitung
Jan Bolliger
jan.bolliger@medienverein.ch

Inserate
Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47, 5600 Lenzburg
www.2047.agency
076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Inserateschluss 4/23: 01.09.2023

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
28'164 (WEMF 2022), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich und anderen Schweizer Hochschulen verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion
Narisara Behrends, Anahí Frank, Lukas Heinser [hel], Carlo Mariani [mac], Jon Maurer [jon], Lucie Reisinger [luc] (Bildredaktion), Lea Schubarth [lea], Leah Süss [lsu], Kai Vogt

Mitarbeit
Camilla Bellmann, Lisa Egger, Ella Eloquentia, Marco Galeazzi, Sumanie Gächter, Basil Gallati, Serafin Jacob [jac], Sven Kury [svn], Marco Neuhaus [man], Sepinud Poorghadiri, Roxane Steiger, Titus Steinbach [tst], Leonie Traber [let], Marie Weber [maw], Kara Zwingenberger [kar]

Bilder und Illustrationen
Salomon Aengenheyster-Aber, Noah Liechti, Selma Hoffmann, Anna Niederer, Ben Sprenger, Julia Trachsel
Cover und Aufschlag: Sumanie Gächter

Lektorat
Martin Beran

Produktionssong #3/23
Bon Entendeur – Le Temps Est Bon (Remix)

FSC
LOGO
Platzhalter

Heinser

Naher Genuss

Bärn — Kürzlich ging ich mit einem Freund an ein Konzert von Roman Nowka's Hot 3 und Stephan Eicher im Bierhübeli «z'Bärn». Sie spielten Mani-Matter-Lieder – es war toll. Danach streiften wir durch die Berner Innenstadt, am Bärengraben vorbei und der Aare entlang. Wie schön, die Stadt nach Jahren wieder mal zu erkunden – so viel «härziger» und gemütlicher als Zürich! Kleine Abstecher an schöne Schweizer Orte sind schnell gemacht und manchmal ganz erfrischend.

Kleiner Abstecher – mit ÖV leider teuer

Schubarth

Lieblingskunst

Therapie — Sind die Wintermonate langsam vorbei, kommt allmählich Frühlingsfreude auf. Und damit unvermeidlich Sommerängste und Prüfungsstress. Also frage ich mich wie jedes Jahr aufs Neue: «Was tun gegen die Nervosität?» Zum Meditieren bin ich zu ungeduldig, für spontane Ferien hat niemand Zeit. Nach einem gescheiterten Yoga-Versuch an der frischen Luft erkenne ich dann, dass mir nur ein letzter Ausweg bleibt: Meinen Körper mit Tinte zu verzieren.

Neues Tattoo – schafft Abhilfe

Süss

Der Weg ins Wunderland

Portal — Vorsichtig trete ich in den knarrenden Raum. Ein Windstoss umkreist meinen Arm, irgendwo schlägt ein Fenster zu. Draussen rauscht das Leben, doch hier drinnen liegt alles still. Da steht ein Becher, gefüllt mit einem Getränk aus prickelndem Gold. Vor mir eine verschlossene Tür. Ich öffne endlose Schubladen und finde vieles, aber keinen Schlüssel. Ich suche stunden- und tagelang, grabe immer tiefer. Bis ich merke: Ein Fenster steht offen. Das Fenster zum Garten.

Für alle Suchenden: Rämistrasse 62, 2. Stock

Behrends

Schau mal in Brandenburg vorbei

Urlaub — «Wieder jemand gegen den Baum gegurkt, was soll man auch machen mit 17, 18 in Brandenburg?» Ein Song meiner Jugend. Mittlerweile finde ich ihn nur noch mässig witzig, denn: Ich habe das kritische Alter erreicht, wo ich von der Uckermark schwärme. Von ihren Seen und grünen Wäldern, die in sandige Hügel eingebettet sind, und vom weiten Blick auf die Felder. «Wie? Ganz Brandenburg soll sehenswert sein.» Den Punkt ersetze ich vorläufig durch ein Fragezeichen.

Von Berlin mit der S-Bahn ab 11 Euro

Maurer

Zweitbester Ort im Niederdorf

Philosophisch — Als ich letztes Mal das Santa Lucia empfohlen habe, ging ein Aufschrei durch die Redaktion. Besonders ein Mitglied italienischer Herkunft zeigte sich empört. Tja, über Geschmack lässt sich streiten, aber nichts beweisen, das hat schon Kant gesagt. Wenn aber ein Ort im Niederdorf das Prädikat «unkontrovers gut» verdient, dann ist es die Buchhandlung «Calligramme». Sie überzeugt mit Gemütlichkeit und einer breiten Auswahl an Philosophie.

Häringstrasse 4, 8001 Zürich

Reisinger

Süffig

Neuer Apéritif — Bisweilen mischte man Bier gelegentlich mit Citro. Neu im Angebot: Picon Bière (18%). Es wird ein Schuss davon in ein Glas Bier geleert. Der aus getrockneten Orangen hergestellte Likör, verfeinert mit Aromen von Enzian und Chinarinde, verleiht dem Bier eine fruchtige, leicht süssliche Note. Nachdem das Getränk in der Schweiz in Vergessenheit geraten ist, stehen die Picon-Flaschen nun wieder vermehrt in den Regalen Zürcher Bars – und in manch einer WG.

Etwa im Grande oder im Drinks of the World

Mariani

Last-Minute-Geschenk

Unverblümt — Ich vergesse immer wieder Geburts- und sonstige Feiertage und muss dann sehr kurzfristig Möglichkeiten finden, meine Mitmenschen zu beglücken. Dann kaufe ich zum Beispiel einen Blumenstrauss. Einen solchen – schönen, und sogar nachhaltigen, ohne eingeflogene Blumen – kann man zu jeder Zeit am Automaten vom Blumenladen Blumerei bei der Bushaltestelle Kalkbreite rauslassen. Auch praktisch für spontane Dates um 3 Uhr 17.

Blumenautomat – ab 20 Franken

Frank

Verpackt

Spielzeug — Samstagabend beim Lochergut: Du brauchst dringend ein Geschenk für eine Kollegin, aber Blumen hat sie schon und alle Läden sind zu. Gerade willst du aufgeben und dir einen Döner von «mit&ohne» einpacken lassen, aber siehe da, ein Schaufenster leuchtet noch in Neonweiss: Dahinter findest du auf zwei Stockwerken eine breite Sammlung an Porno-DVDs, Gleitgel und Sextoys in allen Grössen und Schattierungen – von Blümchensex bis Lack und Leder.

«Erotic Factory» – täglich geöffnet

Vogt

Abseits des Mainstreams

Entdecken — Der Sommer steht an, es ist Zeit, den eigenen Horizont zu erweitern. Dafür ist keine grosse Reise nötig. Es reicht schon, im Kleinen Neues zu probieren, sich in neue Gebiete zu wagen – etwa in der Musik. Dabei hilft der globale Internetradio NTS. «Keinen Mainstream zu spielen, liegt uns am Herzen», sagen die Betreiber*innen. 60 Prozent der bei NTS laufenden Musik ist nicht über Spotify oder Apple Music zu hören. Beim Stöbern helfen gut sortierte Playlists. Enjoy!

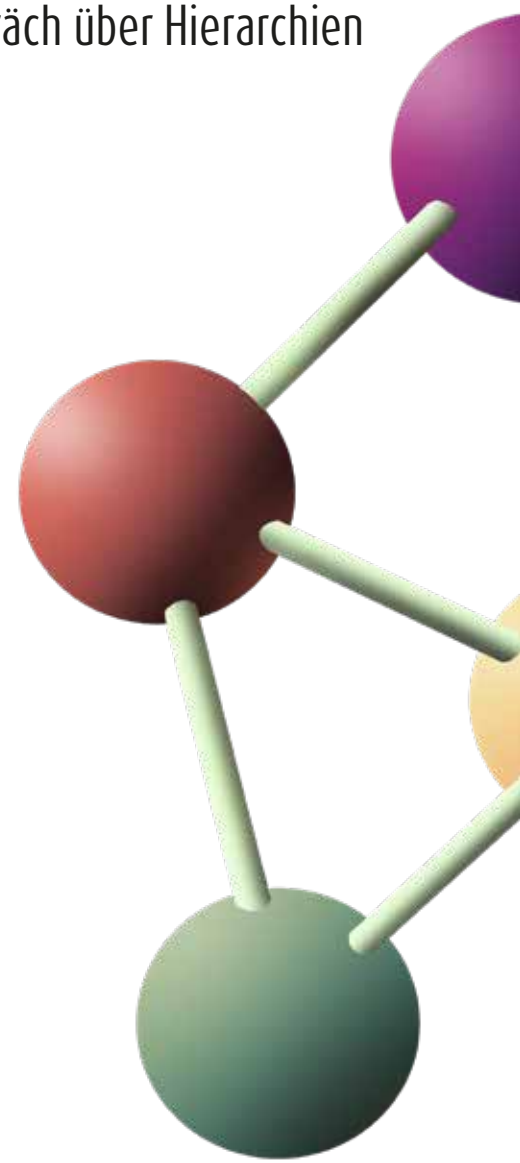
nts.live oder App «NTS» – kostenlos

Mehr als Zweisamkeit

«Die Beziehung besteht aus sieben Personen»

Masus lebt seit mehr als 20 Jahren polyamor. Ein Gespräch über Hierarchien und Geschlechterrollen in einer Siebner-Beziehung.

Lea Schubarth (Text) und Lucie Reisinger (Illustration)



Masus, du und eine deiner Partnerinnen haben den Anlass «Foifer und Weggli» in Zürich ins Leben gerufen. Was hat euch dazu bewegt?
In den letzten Jahrzehnten ist das Thema Polyamorie populär geworden. Menschen leben zwar schon seit langem in alternativen Beziehungen, aber Bücher und Forschung darüber und erste organisierte Gruppen sind junge Erscheinungen. Im Nachgang der 68er-Bewegung begannen polyamore Menschen, sich zu organisieren und Wörter zu erfinden, um offene Beziehungsstrukturen zu beschreiben. Nachdem meine Partnerin und ich auf Polyamorie gestossen sind, haben wir verschiedene «Poly-Stammtische» besucht. Das sind Gruppen, die sich regelmässig treffen und sich austauschen, wie an einem Stammtisch eben. Es gibt sie mittlerweile in vielen Schweizer Städten. Die Gemeinschaft und Zusammenkunft am Stammtisch hat uns beflügelt. Und irgendwann wollten auch wir der Community etwas geben. So entstand vor gut drei Jahren «Foifer und Weggli».

Wieviele Menschen besuchen den Poly-Stammtisch? Kommen eher jüngere?
Normalerweise kommen etwa dreissig Menschen. Im Sommer sind es etwas weniger, im Winter mehr. Rund die Hälfte davon sind fast jedes Mal dabei. Die andere Hälfte sind Neulinge oder kommen sporadisch. Vom Alter her ist das Publikum sehr gemischt. Die Jüngsten sind etwa zwanzig Jahre alt, die Ältesten sechzig oder siebzig.

Du lebst seit vielen Jahren polyamor. Wie sieht deine Beziehungskonstellation aus?
Ich und meine Partnerinnen leben seit Jahren in einem Polykül. Dieses Wort wurde als Bezeichnung für polyamore Beziehungskonstellationen erfunden, es ist angelehnt an das Wort «Molekül». Unseres besteht aus sieben Personen. Innerhalb dieses Konstrukts gibt es verschiedene klar definierte, gefestigte Beziehungen. Ich habe zwei Partnerinnen. Sie haben beide weitere Partner*innen und diese wiederum eigene. Zusätzlich zu den Beziehungen innerhalb dieses Rahmens haben wir vereinzelt weitere Beziehungen mit Personen ausserhalb. Manche davon sind beständig, andere nicht. Unser Siebnerkonstrukt strebt aber klar die Langfristigkeit an. Was ich damit sagen will: Polyamorie ist kein Halt auf dem Weg zur Monogamie. Vielmehr ist es eine zuverlässige Beziehungsform, die stabil funktionieren kann.

Wie habt ihr gemerkt, dass Polyamorie für euch die richtige Beziehungsform ist?
Wir haben alle unabhängig voneinander erkannt, dass die klassische monogame Partnerschaft für uns nicht funktioniert. Ich habe vor vielen Jahren einen Vortrag über Polyamorie besucht und dort Menschen kennengelernt, die so leben. Ich war fasziniert und zunächst selbst skeptisch, ob diese Beziehungsform langfristig funktionieren kann. Meine Partnerin und ich haben daraufhin Poly-Stammtische besucht und erkannt, dass uns diese Lebensform tatsächlich entspricht. Nach und nach hat sich dann unser Siebnerkonstrukt ergeben.

In eurer Beziehungskonstellation pflegen nicht alle untereinander romantische Beziehungen. Wie sehen die anderen Beziehungen in eurem Polykül aus?
Wir sehen uns als selbst gewählte Familie und pflegen die Freundschaft untereinander aktiv. Manchmal machen wir Ausflüge zu siebt, Silvester feiern wir immer zusammen. Für mich ist es naheliegend, dass ein Partner meiner Partnerin ein guter Mensch ist, wenn sie ihn liebt. Natürlich interessiere ich mich dann dafür, wie diese Person ist, und freue mich, mit ihr befreundet zu sein. Das ist nicht die einzig «richtige» Form der Polyamorie, aber

für uns stimmt es, wenn wir uns untereinander kennen und regelmässig treffen. Transparenz ist uns wichtig. Wir kennen auch ein Paar, das komplett anders lebt. Sie sehen sich als offen und möchten gar nicht so genau wissen, was der*die Partner*in ausserhalb der eigenen Beziehung macht.

Inwiefern wirkt sich die Beziehungsform sonst auf euer Leben aus?

In der Polyamorie sind Kommunikation und Organisation zentral. Die intensive Kommunikation bringt uns einander näher und zwingt uns zur Selbstreflexion. Dadurch wird die Beziehung zu sich selbst verbessert. Man versteht klar, was man im Leben möchte oder braucht, und gewinnt an Selbstsicherheit. Effiziente Organisation ist genauso wichtig. Zeit ist limitiert, und auch Räumlichkeiten schränken den Spielraum ein.

Wie sieht es mit Eifersucht aus?

Eifersucht nimmt vor allem Neulinge stark ein, also Menschen, die in ihrem Konstrukt erst wenig Sicherheit gefunden haben. Mit Erfahrung lässt Eifersucht nach, oder man kann besser damit umgehen. Ein Wort möchte ich ins Spiel bringen: «Mitfreude». Das bedeutet, sich zu freuen, wenn Partner*innen mit anderen Partner*innen eine schöne Zeit haben. Geht es meiner Partnerin gut, fühle ich dabei entspannte, unverfälschte Freude. Mir geht es dann auch gut. Und es kann ihr auch mit jemand anderem als mir gutgehen. Mitfreude ist praktisch das Gegenteil von Eifersucht.

«Wir leben als Menschen zusammen, nicht als Mann und Frau mit bestimmten Rollen.»

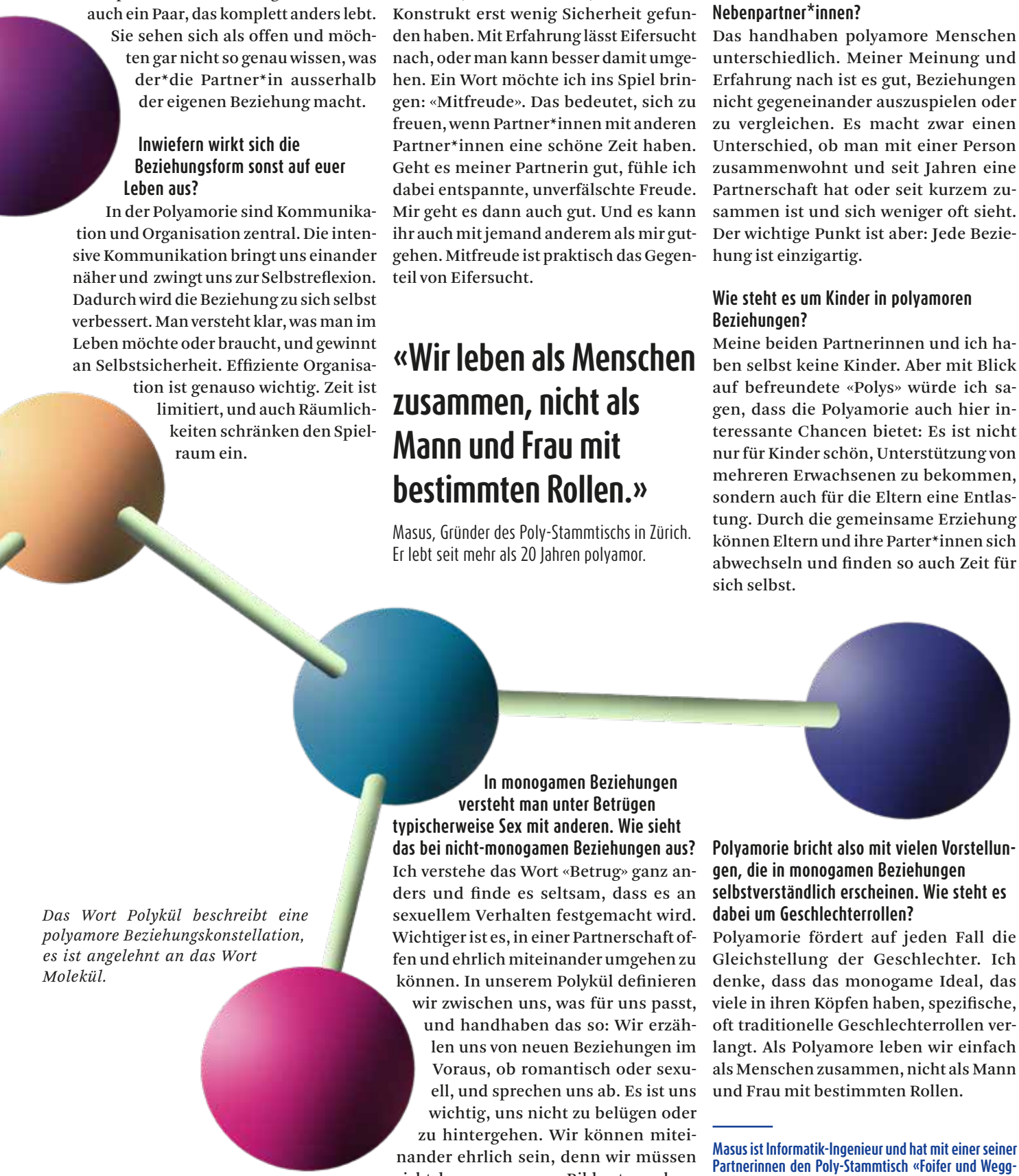
Masus, Gründer des Poly-Stammtischs in Zürich. Er lebt seit mehr als 20 Jahren polyamor.

Unterstehen Beziehungen, die man als polyamore Person hat, einer gewissen Hierarchie? Hat man Haupt- und Nebenpartner*innen?

Das handhaben polyamore Menschen unterschiedlich. Meiner Meinung und Erfahrung nach ist es gut, Beziehungen nicht gegeneinander auszuspielen oder zu vergleichen. Es macht zwar einen Unterschied, ob man mit einer Person zusammenwohnt und seit Jahren eine Partnerschaft hat oder seit kurzem zusammen ist und sich weniger oft sieht. Der wichtige Punkt ist aber: Jede Beziehung ist einzigartig.

Wie steht es um Kinder in polyamoren Beziehungen?

Meine beiden Partnerinnen und ich haben selbst keine Kinder. Aber mit Blick auf befreundete «Polys» würde ich sagen, dass die Polyamorie auch hier interessante Chancen bietet: Es ist nicht nur für Kinder schön, Unterstützung von mehreren Erwachsenen zu bekommen, sondern auch für die Eltern eine Entlastung. Durch die gemeinsame Erziehung können Eltern und ihre Parter*innen sich abwechseln und finden so auch Zeit für sich selbst.



Das Wort Polykül beschreibt eine polyamore Beziehungskonstellation, es ist angelehnt an das Wort Molekül.

In monogamen Beziehungen versteht man unter Betrügen typischerweise Sex mit anderen. Wie sieht das bei nicht-monogamen Beziehungen aus?

Ich verstehe das Wort «Betrug» ganz anders und finde es seltsam, dass es an sexuellem Verhalten festgemacht wird. Wichtiger ist es, in einer Partnerschaft offen und ehrlich miteinander umgehen zu können. In unserem Polykül definieren wir zwischen uns, was für uns passt, und handhaben das so: Wir erzählen uns von neuen Beziehungen im Voraus, ob romantisch oder sexuell, und sprechen uns ab. Es ist uns wichtig, uns nicht zu belügen oder zu hintergehen. Wir können miteinander ehrlich sein, denn wir müssen nicht dem monogamen Bild entsprechen, dass wir nur mit einer Person Sex haben.

Polyamorie bricht also mit vielen Vorstellungen, die in monogamen Beziehungen selbstverständlich erscheinen. Wie steht es dabei um Geschlechterrollen?

Polyamorie fördert auf jeden Fall die Gleichstellung der Geschlechter. Ich denke, dass das monogame Ideal, das viele in ihren Köpfen haben, spezifische, oft traditionelle Geschlechterrollen verlangt. Als Polyamore leben wir einfach als Menschen zusammen, nicht als Mann und Frau mit bestimmten Rollen.

Masus ist Informatik-Ingenieur und hat mit einer seiner Partnerinnen den Poly-Stammtisch «Foifer und Weggli» in Zürich gegründet. Der 53-Jährige lebt seit mehr als 20 Jahren polyamor.

«Wir sollten unseren Fokus mehr auf Freundschaft verlagern»

Viele aromantische und asexuelle Menschen wollen keine herkömmliche Beziehung. Drei junge Frauen erzählen, wie sie ohne Sex oder Romantik lieben.

Anahí Frank (Text) und Selma Hoffmann (Illustration)

Am liebsten würde Natascha mit ihren engsten Freund*innen zusammenwohnen. Abhängen, Dinge unternehmen und füreinander da sein – am besten für immer. «In meiner Clique haben wir uns schon zum Uno-Spielen im Altersheim verabredet», erzählt die 21-jährige Schreinerin grinsend.

Auch Selina, eine 23-jährige Human-Resources-Mitarbeiterin, geniesst das WG-Leben: «Jetzt lebe ich mit meiner Mutter in einem Haus, und wenn das nicht mehr geht, gründe ich eine Frauen-WG und später eine Alters-WG.»

Aus einer WG auszuziehen, um mit einer*einem Partner*in zusammenzuziehen, kommt für beide nicht in Frage: «Mit etwa 12 ist mir aufgefallen, dass mich die Themen Beziehungen und Sex Null interessieren», sagt Selina. Während ihre Freundinnen begannen, attraktiven Jungs und Mädchen hinterher zu schauen, hätte Selina «eher einem Menschen mit einem Schokoladenkuchen nachgeschaut» als einem besonders «heissen» Typen. Auch Natascha beobachtete verwundert, wie ihre Kolleg*innen sich verliebten und die ersten Beziehungen eingingen: «Ich habe mir nur so gedacht: Was man in Büchern und in Filmen sieht, das machen Menschen wirklich?»

«Du hast den Richtigen noch nicht gefunden»

Mit 19 hörte Natascha in einem Youtube-Video zum ersten Mal das Wort «asexuell» und merkt sofort: «Das passt». Sie erkennt sich auch in Videos über aromantische Menschen wieder – das sind Menschen, die sich nicht verlieben oder die kein Interesse an romantischen Beziehungen haben. Doch es dauert eine Weile, bis sie sich mit dem Begriff «aromantisch» identifiziert. «Die Gesellschaft suggeriert uns, dass wir einsam sind, wenn wir keine Beziehung haben», erklärt sie ihre anfänglichen Befürchtungen. An der Pride 2022 trifft sie andere aromantische Menschen und fühlt sich ganz auf einer Wellenlänge. Sie teilen viele Interessen und das gleiche Desinteresse: «Wir reden so wenig über Beziehungen», freut sich Natascha und hält Zeigefinger und Daumen ganz nahe zusammen.

> **«Einige asexuelle Menschen finden Sex ekelhaft, aber ich kann Freude daran haben.»**
>
> Jana ist asexuell und führt eine romantische Beziehung.

Manchmal besucht Natascha auch die Treffen von Aromantisches und Asexuelles Spektrum Schweiz, kurz Aro-Ace-Spektrum Schweiz. Seinen geistigen Ursprung hat dieser Verein in einer fünfköpfigen Whatsapp-Gruppe von 2015 – heute erreicht das Aro-Ace-Spektrum Schweiz über Social Media knapp 200 Menschen. «Wir haben verschiedene Chat-Gruppen, etwa für unter und über Dreissigjährige und einen Chat für den lockeren Austausch», berichtet die Vereinspräsidentin Jana.

Um Aussenstehende aufzuklären, sammeln sie zudem Ressourcen auf ihrer Website und beantworten Medienanfragen. Denn wie Natascha es ausdrückt: «Nur wenige wissen, dass es asexuelle und aromantische Menschen gibt!»

Diesen Eindruck hat auch Selina. Obwohl sie asexuell und aromantisch ist, bezeichnet sie sich oft nur als asexuell, da die meisten das Wort «aromantisch» gar nicht kennen würden. Viele Leute versuchten auch, mit ihr über ihre sexuelle und romantische Orientierung zu diskutieren: «Ich habe schon zu oft gehört, ‹Du hast den Richtigen nur noch nicht gefunden›.»

Bei Selinas Familie lief es jedoch anders: «Als ich meiner Mutter und Grossmutter erzählt habe, dass ich asexuell bin, haben sie sich in meiner Beschreibung wiedererkannt», sagt sie. Heute geniessen Selina und ihre Mutter die Freiheit eines Singlelebens in ihrem Zweigenerationenhaushalt.

Neue Beziehungsformen

Zwar sind gemäss Vereinspräsidentin Jana viele Mitglieder des Aro-Ace-Spektrum Schweiz Singles, doch bei weitem nicht alle. Jana selbst ist auf dem asexuellen Spektrum, aber nicht aromantisch, und führt eine romantische Beziehung. Manchmal hat sie mit ihrem Freund auch Sex. «Einige asexuelle Menschen finden Sex ekelhaft, aber ich kann Freude daran haben», sagt sie. «Ich empfinde allerdings nie Lust darauf und könnte genauso gut ohne leben.» Ihr Freund komme gut damit klar, auch wenn er nicht asexuell sei und somit sexuelle Anziehung empfinde. Für ihn sei es am wichtigsten, dass sie viel Zeit miteinander verbringen können.

«Vielleicht ist romantische Liebe das Bedürfnis, so oft wie möglich mit der an-

*WG statt Liebesnest: Mit Freund*innen zusammenwohnen muss keine Überganglösung sein.*

deren Person zusammen zu sein», überlegt Jana, und fügt lachend hinzu: «Aber in Freundschaften will man sich ja auch oft sehen. Anziehungen zu definieren ist für mich sehr schwierig.»

In der asexuellen und aromantischen Gemeinschaft haben sich viele Begriffe entwickelt, um die verschiedenen Beziehungs- und Anziehungsformen zu beschreiben. «Queerplatonic Relationship» ist ein weitgefasster Begriff für enge Beziehungen ausserhalb der romantischen Normen. Einige Menschen in einer solchen Beziehung führen eine besonders enge Freundschaft, andere leben zusammen oder ziehen ein gemeinsames Kind gross.

«Es gehört zum Prinzip einer ‹Queerplatonic Relationship›, dass jede*r für sich selbst entschieden kann, wie diese Beziehung aussieht», erklärt Natascha. Auch sie könnte sich vorstellen, eines Tages Teil einer solchen Beziehung zu sein. Ein*e Partner*in dafür zu finden, sei jedoch nicht ganz einfach: «Es wird geschätzt, dass etwa ein Prozent der Bevölkerung asexuell ist. Es ist sehr schwer, darunter einen Menschen zu finden, der zu dir passt.» Einige Internetforen bieten darum Kontaktbörsen eigens für aromantische und asexuelle Menschen an. Es gibt auch eine englischsprachige App namens «Ace App», doch viele Nutzer*innen klagen über zu wenige Nutzer*innen und zu viele Fake-Profile.

Freundschaften können genauso eng sein

Selina sieht keinen Unterschied zwischen Beziehungen und Freundschaften – ausser der körperlichen Intimität, die romantische und sexuelle Beziehungen ausmacht. «Mit meiner besten Freundin bin ich emotional genauso nahe wie sie mit ihrem Freund», meint sie. «Vielleicht auch näher, weil wir uns viel länger kennen.» Dass Paarbeziehungen auf ein Podest gestellt werden, kann sie nicht nachvollziehen. «Ich finde, dass wir den Fokus mehr auf Freundschaften verlagern sollten. Denn diese halten meist länger als Beziehungen», sagt sie.

Dass romantische Beziehungen nicht immer einfach sind, weiss auch Natascha, die ihren Freund*innen als «Psychologin und Sorgentelefon» zur Seite steht. Trotzdem verspürt sie manchmal Sehnsucht nach der in Büchern beschriebenen Liebe: «Dass mich jemand genauso liebt wie sich selbst, das will ich auch», meint sie. Doch dann stellt sie zufrieden fest: «Aber eigentlich habe ich das schon. Meine Freund*innen würden für mich alles tun und ich auch für sie.» ◊

Warum sich Verliebte täuschen

Sie fühlen sich einander tief verbunden. Doch diese Verbundenheit ist eine Illusion: Tatsächlich sehen Verliebte nur das, was sie wollen.

Jon Maurer (Text) und Basil Gallati (Illustration)

Wer einmal heftig verliebt war, weiss um die Not, in der man sich dann befindet: Keine Worte werden dem gerecht, was man empfindet. Nicht wenige werden verliebt spontan zu guten oder auch schlechten Dichter*innen, andere grinsen nur tagelang still vor sich hin.

Klar ist jedoch, dass Verliebte an eine besondere Verbindung zueinander glauben. So erzählte mir ein Freund, als er von seiner Flamme schwärmte: «Da ist eine innige Verbindung zwischen uns. Ich spürte sie von Anfang an.» Er sagte das in einem verklärten, ergriffenen Tonfall.

Dieser Glaube an eine besondere Verbindung ist erstaunlich, weil Verliebte sich ja oft noch gar nicht lange kennen. Mein Freund zum Beispiel kennt seine Angebetete seit zwei Wochen. Ist das nicht seltsam? Während Freundschaften sich über Jahre hinweg entwickeln und vertiefen müssen, scheint eine innige Verbindung bei Verliebten einfach gegeben.

Der Jüngling aus Lucca

Ich glaube, das ist eine Illusion, wenn auch eine wunderschöne. Sie ist in erster Linie ein Produkt der eigenen Wünsche, Sehnsüchte und der eigenen Vorstellungskraft. Aber was heisst es überhaupt, verliebt zu sein? Schauen wir dazu ein Literaturbeispiel an. Der Zugang über ein Kunstwerk bietet sich an, weil Verliebtheit ein subjektives Phänomen ist, und die lassen sich am besten durch künstlerische Werke ausdrücken.

Das Beispiel ist ein Abschnitt aus der Novelle «Das Marmorbild», die im Jahr 1818 von Joseph von Eichendorff veröffentlicht wurde. Die Hauptfigur ist der naive Jüngling Florio. Er ist gerade in der Stadt Lucca angekommen und hat auf einem abendlichen Fest eine junge Dame namens Bianka «auf die roten heissen Lippen» geküsst. Jetzt liegt er verträumt im Bett und kann nicht schlafen. Also steht er auf, es zieht ihn, von unbestimmter Sehnsucht gepackt, in die Weinberge vor der Stadt.

Singend läuft er durch die Gegend, wobei er nicht weiss, für wen er singt. Gar nicht unbedingt für Bianka, denn sein «der zierliche Erscheinung nachträumendes Herz hatte ihr Bild unmerklich und wundersam verwandelt in ein viel schöneres, grösseres und herrliches».

Intime Wünsche setzen die Verliebten in ein scheinbar intimes Verhältnis.

Schliesslich kommt er an einen stillen Weiher und sieht dort eine Marmorstatue der Göttin Venus. Der Anblick fesselt ihn, «ihm kam jenes Bild wie eine lange gesuchte, nun plötzlich erkannte Geliebte vor». Und je länger Florio das Marmorbild anschaut, desto mehr scheint es ihm, «als schlüge es die seelenvollen Augen langsam auf, (...) als blühe Leben wie ein lieblicher Gesang erwärmend durch die schönen Glieder herauf.» Venus erwacht zum Leben.

Florio hat sich von Bianka sexuell erregen lassen, die «roten heissen Lippen» lassen daran keinen Zweifel. Doch es ist mehr als das: Als er im Bett liegt, wirkt die Erinnerung daran nach und vermittelt ihm eine Ahnung dessen, was Liebe heisst. Plötzlich weiss er nicht mehr, was mit sich und seiner Sehnsucht anzufangen. Nur die Unendlichkeit des Sternenhimmels lässt ihn atmen. Und er wandert los. Sein Laufen ist als unendliche Bewegung ein Ausdruck von: «Ich will mehr von diesem Gefühl». Sein Singen verwandelt die Erinnerung an Bianka in ein «viel schöneres, grösseres und herrliches» Bild. So wächst seine Sehnsucht im Alleinsein.

Als Florio dann an den Weiher tritt und plötzlich die Venusstatue vor ihm auftaucht, bietet sie die perfekte Projektionsfläche. Er findet seine intensiven Gefühle im Kunstwerk verewigt und gespiegelt. Der Eindruck ist so stark, dass Florio glaubt, Venus stehe lebendig vor ihm.

Liebe auf den ersten Blick

Wir können diese Passage als typischen Verlauf des Sich-Verliebens lesen. Ein erregender Moment weckt Sehnsüchte, die sich im Alleinsein vergrössern und durch die Schwärmerei noch weiter wachsen. Wenn dann eine Person auftaucht, die den Verliebten per se schon gefallen würde – so, wie das Kunstwerk Florio auch in nüchternem Zustand gefallen würde – dann kommt es zur Projektion. Verliebte glauben plötzlich, in der anderen Person alle Liebeswünsche erfüllt zu sehen: «ihm kam jenes Bild wie eine lange gesuchte, nun plötzlich erkannte Geliebte vor».

Die Projektion passiert dabei unbewusst. Florio kann gar nicht anders, als sich in die Venus zu verlieben. Seine Sehn-

In «Das Marmorbild» erwecken Florios Liebesgefühle eine Venusstatue zum Leben.

sucht ist durch Biankas Kuss und den Nachtspaziergang so sehr gewachsen, dass die blosse Präsenz der Statue genügt, ihn in Verliebtheit zu versetzen.

Ein paradoxer Zustand

Der letzte Augenblick der Szene ist auch ein sehr intimer Moment. Denn die Sehnsüchte, welche er im Bild der Venus erfüllt sieht, hat er lange tief in sich getragen. Dass sie nun vor seinen Augen Realität werden, berührt ihn im Innersten. So wird auch das Verhältnis, das zwischen der Venus-Statue und ihm besteht, für einen Moment lang intim: Sie erwacht zum Leben und schenkt ihm einen Blick aus ihren «seelenvollen Augen». Genau in dieser gefühlten Intimität besteht der Glaube an eine besondere Verbindung zwischen Verliebten. Das Gefühl, sich endlich in seinen Sehnsüchten erkannt und bestätigt zu wissen.

Die Intimität ist aber in erster Linie das Resultat einer Projektion. Gerade weil man in der anderen Person sieht, was man so dringend sehen will, scheint es so, als hätte man sich immer nur diese Person gewünscht. Entscheidend ist, dass Verliebte ihr Gegenüber deshalb idealisiert wahrnehmen.

Die verkörperte Venus ist in Florios Augen offensichtlich die perfekte Geliebte. Alles, was nicht in dieses Idealbild passt, übersieht er. Zum Beispiel, dass die Venus nicht aus Fleisch und Blut ist, sondern aus Stein. Florio verkennt, dass es sich um ein Kunstwerk handelt, weil er selbst künstliche Vorstellungen darauf projiziert.

Wir sehen also, dass Verliebtsein ein paradoxer Zustand ist. Man fühlt sich einer Person intim verbunden und idealisiert sie zugleich. Die Auflösung dieses Paradoxes ist meiner Meinung nach, dass sich Verliebte über die Art ihrer Verbindung täuschen. Während sie glauben, einander voll und ganz zu erkennen, sehen sie im Gegenüber tatsächlich nur die eigenen Idealvorstellungen. Florios Erlebnis mit der Venusstatue treibt diese Dynamik auf die Spitze.

Doch plötzlich ist die Luft raus

Soweit, so gut. Aber bei Florio und der Statue ist ja klar, dass keine Verbindung zwischen ihnen entstehen kann. Wie steht's um zwei Menschen, die sich ineinander verlieben?

Nehmen wir zwei junge Germanistik-Studentierende namens Tina und Theo als Beispiel. Sie schweben auf Wolke sieben, denn sie haben sich ineinander verliebt. Sie haben viel Sex, Diskussionen über Goethe und auch sonst viel Spass. Doch nach drei, vier Monaten ist die Luft plötzlich raus. Tina bemerkt, dass Theo eigentlich ein Stubenhocker ist. Und Theo realisiert, dass er Tinas Ehrgeiz nicht ausstehen kann. So löst sich die Beziehung nach ein paar unfruchtbaren Diskussionen auf.

Die innige Verbindung, die zwischen Tina und Theo bestand, war das Zusammen-Glücklich-Sein. Sie hatten zur gleichen Zeit die gleichen Gefühle. Ich würde aber nicht sagen, dass sie einander voll und ganz erkannten. Sonst hätte Tina sofort gesehen, dass Theo ein Faulpelz ist. Und Theo hätte früher bemerkt, dass Tinas Ehrgeiz ihn auf die Palme bringt. Als sie verliebt waren, sahen sie nur diejenigen Aspekte aneinander, die ihnen gefielen. Erst nach der verliebten Phase kamen die Differenzen ans Licht.

Wenn Verliebte von einer innigen Verbindung sprechen, betonen sie damit die Intensität ihres eigenen Gefühls. Darüber, wie vertraut ihnen das Gegenüber ist, täuschen sie sich jedoch. Eine wahrhaft tiefe Verbindung kann erst nach der verliebten Phase entstehen. Dann sieht man die Ecken und Kanten des Gegenübers und lernt, damit umzugehen – genau, wie das auch Freund*innen tun. ◊

Eine Kulturinstitution der Stadt Zürich

Universität Zürich

Unterstützt durch die Stiftung ACCENTUS, Elena Probst Fonds

museum rietberg

rietberg.ch

LOOK CLOSER

AFRICA-ART-ARCHIVE.CH

Look Closer. Kunst Afrikas im Archiv Himmelheber 17.03.–17.09.2023

Links: Künstler im Dan-Stil, Maske, Dangbe, Liberia, vor 1985, Holz; Museum Rietberg, 2015.243, 1985 erworben von Hans Himmelheber; Geschenk Eberhard und Barbara Fischer / Rechts: Jean Don Gba, Porträtmaske von Hans Himmelheber, Côte d'Ivoire, Dan-Region, Petit Bapte, 13.–15.–17. Februar 1971, Holz; Museum Rietberg, 2017.36, 1971 erworben von Hans Himmelheber; Geschenk Eberhard und Barbara Fischer

Fotos: Rainer Wolfsberger; Gestaltung: Rüdiger Schlömer, Fabia Lyrenmann

Verbogenes Stadtbild

Marco Galeazzi (Text und Bilder)

Sie schlängeln und biegen sich willkürlich durch Berlin, steigen hoch, um Baumkronen zu umwickeln, zwängen sich durch Strassen und Gassen oder ragen meterhoch in die Luft – unübersehbar über den Köpfen der Passant*innen schwebend. Die auffälligen pinken und blauen Röhren tragen seit 2010 ebenso zum Berliner Stadtbild bei, wie es der Fernsehturm oder die beliebten Spätis seit Jahrzehnten tun. Von aussen scheinen sie Teil einer stadtweiten Kunstausstellung zu sein, doch auf kurze Nachfrage bei den Berliner*innen erhält man eine logische, aber etwas enttäuschende, Erklärung: Die Rohre dienten dazu, den Berliner Grundwasserspiegel zu senken, da sich die Stadt auf einem grossflächigen Sumpfgebiet befinde.

Ebenfalls seien die Biegungen der Rohre nicht willkürlich, sondern bewahrten im Winter das Wasser vor dem Einfrieren. Einzig die auffällige Farbwahl des freundlichen Pink und Blau stemmt sich gegen die rationale Funktionalität des Rohrsystems. Pollem, ein Bauunternehmen, das zu grossen Teilen für die Rohre verantwortlich ist, habe sich von Psycholog*innen beraten lassen und sich deshalb für die zwei Lieblingsfarben von Kindern entschieden, welche gleichzeitig Erwachsene daran erinnern sollen, jung und verspielt zu bleiben. ◊

*Tagsüber gentrifizierter Hotspot, abends Arbeitsplatz für Sexarbeiter*innen: Ein Striplokal an der Zürcher Langstrasse.*

Kann Sexarbeit feministisch sein?

In vielen Debatten werden Prostituierte als Opfer von Ausbeutung dargestellt. Sexarbeiter*innen selbst plädieren für eine Entstigmatisierung.

Josephine Krenz (Text) und Leah Süss (Bild)

«Wir sind keine besseren oder schlechteren Menschen. Unter uns gibt es gebildete, rücksichtslose, hilflose, glückliche, verlorene, kriminelle, verantwortungsbewusste Menschen», sagt Undine de Rivière, Sexarbeiterin und Gründungsmitglied des deutschen Berufsverbandes erotische und sexuelle Dienstleistungen. Sexarbeiter*innen seien divers und es gebe unterschiedliche Grade an Professionalisierung. Auch die persönlichen Umstände variierten: Manche von ihnen führen seit Jahren glückliche Beziehungen, andere werden von ihrem Mann geschlagen, sind glückliche Singles mit grossem Freundeskreis, lassen sich von ihren erwachsenen Kindern ausnutzen oder werden von ihren Familien schon ein Leben lang liebevoll unterstützt. «Kurz: Wir sind viele, wir sind völlig unterschiedlich, und wir lassen uns bei bestem Willen nicht in ein Schema pressen», so de Rivière.

Professorin Sabine Grenz, Forscherin im Bereich Gender Studies an der Universität Wien, griff diese Debatte im Rahmen der Zürcher Veranstaltung «Sexarbeit: ein feministischer Widerspruch?» auf. In ihrem Referat beleuchtete sie die verschiedenen in ihrem Forschungsfeld üblichen Argumente und zeigte Widersprüche auf. Grundsätzlich geht es bei Sexarbeit um Sexualität und Geld. In beiden Aspekten gelten Frauen als benachteiligt. Einige Sexarbeiterinnen entscheiden sich womöglich wegen Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt für den tendenziell flexibleren Beruf. Sie vor diesem Hintergrund als Opfer anzusehen, ist laut Grenz verkürzt: Man unterstellt ihnen damit, nicht fähig zu sein, ihre eigene berufliche Entscheidung zu treffen. So sehe man sie «nicht als Subjekte, sondern nur als Objekte von Männern».

In der heterosexuellen Sexarbeit werde Prostitution so gerne «zum Symbol für die Verfügbarkeit des weiblichen Körpers, den Frauentausch, die sexuelle und ökonomische Autonomie von Männern und die daraus resultierende Hierarchie zwischen Männern und Frauen» gemacht. Jedoch nehme sich die Sexarbeiterin heraus, «es sich bezahlen zu lassen, begehrt zu werden». Und beanspruche damit das in der Gesellschaft männlich kodierte

Geld. Durch ihren Job erhalte eine Sexarbeiterin also die Möglichkeit, ökonomisch unabhängig zu sein.

Es heisst teilweise, 90 Prozent der Frauen in der Branche seien zur Sexarbeit gezwungen. Zahlen könne man bei dem Thema jedoch nicht trauen, sagen Grenz und Undine de Rivière gleichermassen. Letztere kritisiert im Gespräch mit der ZS, wie der Zwang denn definiert wird: «In der Sexarbeit wird oft ein anderer Massstab gesetzt als in anderen Berufen, gerade von Sexarbeitsgegner*innen.» Als freiwillige Arbeit gelte in diesem Bereich nur, was die Personen auch ohne Geld machen würden. Ansonsten spreche man von einem «wirtschaftlichen Zwang». «Das ist halt Bullshit! Wir arbeiten alle, um Geld zu verdienen», so die Sexarbeiterin.

«Sexarbeit ist Arbeit»

Auch Grenz sagte nach dem Referat: «Es bleibt der Widerspruch!» Die Frage nach der Vereinbarkeit von Sexarbeit mit dem Feminismus sei irreführend. Wenn man diese Frage stelle, müsse man auch etwa die Ehe oder die Arbeit in der Pflege in Frage stellen. «Jede Tätigkeit ist mit Feminismus vereinbar, weil es auf die politische Einstellung ankommt», ist die Professorin überzeugt. «Sexarbeit ist Arbeit», fordern auch Kollektive, die sich für die Rechte von Sexarbeiter*innen einsetzen; so etwa das nationale Netzwerk zur Verteidigung der Interessen von Sexarbeitenden in der Schweiz, Prostitution Collective Reflexion (ProCoRe). Die Stigmatisierung und Kriminalisierung müsse aufhören und stelle das grösste Gefährdungspotenzial für Sexarbeiter*innen dar.

Auch Ursula Kocher, Teamleiterin bei Flora Dora, einer niederschwelligen Beratungsstelle für Sexarbeiter*innen der Stadt Zürich, hält eine Legalisierung von Sexarbeit für den besten Weg, um Menschenhandel zu bekämpfen. Sonst würden die Menschen in Wohnungen oder im sogenannten Untergrund verschwinden. Laut Kocher ist es dann schwieriger, Betroffene zu finden.

Analog zu anderen Care-Berufen sieht man bei der Sexarbeit ebenfalls einen steigenden Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund: In der Schweiz sind es schätzungsweise 75 Prozent der Sexarbeiter*innen. Die europäische Allianz für die Rechte von Sexarbeiter*innen betont in einem Bericht über die Situation von migrantischen Sexarbeiter*innen, dass die grösste Gefährdung für diese besonders vulnerable Gruppe durch unsichere Arbeitsorte entstehe.

Entkriminalisierung bringt Sicherheit

Vielerorts ist Sexarbeit kriminalisiert oder durch Regelungen wie Sperrzonen erschwert. Schwierig, insbesondere für migrantische Sexarbeiter*innen, ist zudem das Melden von Übergriffen und damit überhaupt der Zugang zu ihren Rechten. Auch ProCoRe fordert daher «die vollständige Entkriminalisierung der Sexarbeit sowie sichere Migrations- und Arbeitsmöglichkeiten». Das Netzwerk betont: «Was wir bekämpfen sollten, ist Armut und Ausgrenzung, nicht die Sexarbeit.»

Die Beratungsstelle in Zürich unterstützt migrantische Sexarbeiter*innen bei Fragen zu Gesundheit, Niederlassungs- oder Arbeitsbewilligungen sowie Umstiegsmöglichkeiten. Es gebe Menschen im Beruf, die in ihre Herkunftsländer zurückkehren oder eben in Zürich bleiben wollen. Neben solchen, die aussteigen wollen, gebe es manche, die sagen: «Zurzeit ist es für mich die Arbeit, die ich machen möchte. Ich habe Spass daran.» In diesem Fall spreche laut Kocher «gar nichts dagegen». Diese Haltung teilen auch Grenz und de Rivière. ◊

Auf Blumenwiesen kann man nicht nur mit Liebhaber*innen liegen: Wir stellen euch fesselnde Lektüre für diesen Sommer vor.

Asal Dardan et al. – Canceln
224 Seiten
Hanser

Fundiert – Sollte man Karl May noch lesen, obwohl seine Werke voller ethnischer Stereotypen sind? Was unterscheidet «Canceln» von Kritik? Diese Anthologie versammelt Beiträge von unterschiedlichen Geisteswissenschaftler*innen und Literaturkritiker*innen. Anhand von Tweets, persönlichen Erfahrungen oder Forschungsliteratur untersuchen sie einzelne Cancel-Fälle: Sei es der Fall J. K. Rowling, Michael Endes «Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer» oder Kleists «Verlobung in Santo Domingo». Die verschiedenen Ansätze regen dazu an, sich mit den eigenen Werten und Standpunkten auseinanderzusetzen und machen vor allem eines deutlich: Die Einbettung in die jeweiligen Kontexte und die Berücksichtigung der Macht von Sprache ist für eine produktive Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Cancelns entscheidend. Der Sammelband ist ein Versuch, die hitzig geführten Debatten in den aktuellen Feuilletons und Tweets zu beruhigen und den Diskurs zu versachlichen. [luc]

Eveline Hasler – Stürmische Jahre
222 Seiten
Nagel & Kimche

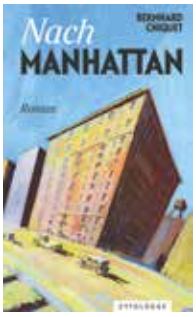
Lokalgeschichte – Ferdinand und Marianne Rieser führen das Zürcher Schauspielhaus durch die stürmischen Dreissigerjahre. Sie beschäftigen Emigrant*innen aus ganz Europa, die vor dem Nationalsozialismus auf der Flucht sind, und trotzen mit ihren Aufführungen dem Faschismus, der die Schweiz zu erfassen droht. Angefeindet werden sie von den Frontisten, angeführt von einem jungen James Schwarzenbach. Derweil treibt sich seine Cousine Annemarie Schwarzenbach mit Erika und Klaus Mann herum, die mit ihrem Vater Thomas aus Deutschland geflohen sind. Gestützt auf zeitgenössische Quellen wie Tagebücher, unter anderem jenem von Thomas Mann, fiktionalisiert Hasler in ihrem historischen Roman die Geschichte dreier Familien, die massgeblich zur Zürcher Kunstszene und Politik der Zwischenkriegszeit beigetragen haben. Der eine oder andere Ort und Name, der von den Protagonist*innen erwähnt wird, wird manchen bekannt vorkommen. Das Buch macht eine*n neugierig und erweckt das Verlangen, sofort das Stadtarchiv aufzusuchen, um mehr über das frühere Zürich zu erfahren. [lea]

C. F. Ramuz – Sturz in die Sonne
192 Seiten
Limmat Verlag

Gedankenexperiment – 38, 39, 40, 42 Grad. Was, wenn die Erde der Sonne immer näher käme? Wenn die Temperaturen unaufhaltsam in ungeahnte Höhen stiegen? Charles Ferdinand Ramuz, ein bedeutender Autor der französischen Schweiz, beschreibt in «Sturz in die Sonne» die Antwort der Menschen auf diese Hiobsbotschaft mit einer Klarheit, die Gänsehaut erregt. Verleugnung, es sei gut für die Ernte. Schleichende Angst: «Und wenn es doch wahr ist?». Der Roman liest sich wie eine Prophezeiung, 1922 geschrieben, nach einem Temperaturrekord von 38,3 Grad in Genf. Genau hundert Jahre später wurde das Buch zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt. Im Sommer 2022 wurden in Genf 38,5 Grad gemessen. Panik, Revolution, der Krieg aller gegen alle. Ramuz' Gedankenexperiment lässt sich heutzutage kaum mit Distanz zu den jetzigen Ereignissen lesen. Die kompakte Sprache, gespickt mit kargen, aber eindrücklichen Bildern, zwingt von Seite zu Seite, ein Sturz in den Text, der unaufhaltsam weiter rast. [jac]

Olga Tokarczuk – Empusion
384 Seiten
Kampa

Formenspiel –1913 reist der junge Mieczysław an einen schlesischen Kurort für Lungenkranke. Im Austausch mit den gebildeten Patienten versucht er, sich einen Reim auf die intellektuellen Strömungen seiner Zeit zu machen. In Görbersdorf buhlen Traditionalisten, Sozialisten und Nationalisten um die Zustimmung des vermeintlich beeinflussbaren Studenten. Einig werden sie sich in ihrer Frauenfeindlichkeit. Dabei hat Tokarczuk misogyne Theorien von Platon bis Freud aufgegriffen und verarbeitet. Aber es scheinen sich auch mysteriöse Todesfälle zu häufen. Die Nobelpreisträgerin trägt einen fantastisch doppelbödigen Roman vor, in dem schelmisches Formenspiel, raffinierte Figurenpsychologie, ein feministischer kritischer Impuls und glänzend anschauliche Beschreibungskunst zusammenfinden. Die Mechanismen männlicher Klüngel werden mit ihrem Ineinander von eitlem Konkurrenzgebaren und Verbrüderung gegen die Frauen vorgeführt – grandios entlarvend und voller hintersinnigem Humor. [man]



Bernhard Chiquet – Nach Manhattan, 424 Seiten Zytglogge

Herkunft – Es sind zwei Welten, von denen der Künstler Bernhard Chiquet in seinem Roman «Nach Manhattan» erzählt. Die idyllischen Felder des Dorfes Cornol im Jura stehen im scharfen Kontrast zu den glamourösen Luxusbauten New Yorks, Landluft vermischt sich mit teurem Parfüm. Dazwischen befindet sich die Familie Chiquet, Bauern, deren jüngere Mitglieder im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ihr Glück versuchen. Biografisch, mit literarischen Ausschmückungen, schildert Chiquet, der Grossneffe der Emigranten, deren Erfahrungen als Kindermädchen und Kammerdiener der Oberschicht. Historische Geschehnisse laufen im Hintergrund. Wo die Erzählungen der Älteren lückenhaft sind, malt Chiquet sie nach bestem Gewissen aus. So schafft er ein ausdrucksstarkes Werk voller Anekdoten, das den Bogen vom Aufbruch seines Grossonkels bis hin zur endgültigen Rückkehr der letzten Auswandererin Jahrzehnte später beschreibt. Eine schöne Lektüre, die zum Schwelgen in vergangene Zeiten einlädt. [jac]

Sayaka Murata – Die Ladenhüterin, 145 Seiten Aufau Verlag

Erwartungen – Täglich klingelt, klackert und raschelt es um Keiko herum. Sie steht in ihrer Uniform an der Kasse und lässt ihre Sinne den Raum lesen. Klimpert es in einer Hosentasche, steht sie blitzschnell bereit, um einzukassieren. Nie vergisst sie die obligatorische Begrüssung «Irasshaimasé». In der hell ausgeleuchteten, durchstrukturierten Welt des Gemischtwarenladens fühlt sie sich zu Hause, seit sie zwanzig Jahre alt ist. Denn hier gibt es klare Vorschriften: Keiko erlernt den angemessenen Umgang mit Kund*innen und legt sich einen normalen Gesichtsausdruck und eine höfliche Sprechweise zu. Zum ersten Mal in ihrem Leben werden ihr die Regeln des menschlichen Zusammenlebens erklärt. Doch je älter sie wird, desto mehr wächst der Druck der Aussenwelt: Heiraten, Kinder, Führungsposition am Arbeitsplatz. Aber Keiko ist zufrieden. Sie möchte weder aufsteigen noch heiraten und kommt ausserhalb des Gemischtwarenladens nicht zurecht. Muratas Roman ist eine lustige und leicht bizarre Abhandlung über die Erwartungen der kapitalistisch geprägten Aussenwelt. Die kuriose, aber herzerwärmende Schilderung einer ungewöhnlichen Persönlichkeit eignet sich perfekt für das Verschlingen in einer Lesesitzung. [lea]

Isak Dinesen – Seven Gothic Tales, 368 Seiten Penguin Books

Mysterie – Ein Leben ohne beständige Identität – das lotet die dänische Autorin Karen Blixen in der 1934 erschienenen Kurzgeschichte «The Dreamers» aus. Die Handlung spielt im 18. Jahrhundert und beginnt damit, dass sich der junge Engländer Lincoln in eine römische Prostituierte verliebt. Sie haben eine schöne Zeit, bis die Frau plötzlich verschwindet und Lincoln das Herz bricht. Ein Weile später trifft er in einem Hotel zufällig auf zwei junge Männer, die ebenfalls sitzen gelassen wurden: der erste von einer Revolutionärin, der zweite von einer Heiligen. Als Lincoln hört, wie beide von einer Narbe am Hals ihrer Geliebten erzählen, versteht er die Welt nicht mehr, denn auch die Römerin hatte diese Narbe! Zugleich tritt eine geheimnisvolle Unbekannte halbverschleiert in den Saal des Hotels. Und alle drei glauben, ihre Geliebte wiederzuerkennen. Blixen spielt auf geniale Art und Weise mit den Leser*innen. Die Erzählung ist Teil eines Bandes namens «Seven Gothic Tales», in dem bestimmt noch weitere Juwelen zu finden sind. [jon]

Teresa Präauer – Kochen im falschen Jahrhundert, 198 Seiten Wallstein Verlag

Dinnerparty – Österreichische Literatur gilt als besonders sprachbewusst. Das vorliegende Buch zeigt, dass es sich hierbei nicht nur um ein Klischee handelt. Eine Dinnerparty im Stil von Ottolenghi unter Freunden ist der Ausgangspunkt von Teresa Präauers Roman. Er ist eine Art Kammerspiel in den eigenen vier Wänden der Protagonistin, welche im Buch nur als «die Gastgeberin» genannt wird. Die weitere Figurenkonstellation beläuft sich auf deren Partner, ein geladenes Ehepaar und einen Schweizer. Die Vorbereitungen für das selbst gebackene Quiche Lorraine beginnen bereits am Vortag, die Pression bei der Gastgeberin gut mehrere Wochen vorher. Kochen als Distinktionsmerkmal und Teil des Erwachsenwerdens. Geschildert wird ein Abend bei reichlich gutem Crémant aus dem Elsass, der fortschreitend komischer, tragischer und erotischer wird. Da ist etwa die Rede von «akademischen Viertelstündchen Verspätungen», welche als höfliche Unpünktlichkeit zu verstehen sind. Es ist die Art und Weise der gewählten Gesellschaftssatire, die überzeugt. Die Autorin hält der Leser*innenschaft nämlich den Spiegel vor, ohne dabei zu verurteilen. Der Text beeindruckt einerseits durch seine avantgardistische Erzählweise, andererseits durch seine hyperpräzise Gegenwartsbeobachtung, die einen schmunzeln lässt. [maw]

Bilder: zVg

Lückenlos — In Kairo gibt es keine Fussgängerstreifen. Auch Trennlinien fehlen und Verkehrsschilder scheinen primär Dekoration zu sein. Als Resultat brettern Autos, Kleinbusse und Lastwagen gerne in vier Kolonnen über Strassen, die in der Schweiz zweispurig wären. Tatsächlich sind die meisten Fahrzeuge von Schrammen und Beulen gezeichnet, doch das hält die Lenker*innen nicht auf. Sobald kleinste Lücken entstehen, werden diese von Motorrädern oder mutigen Velolenker*innen eingenommen. Einige balancieren dabei noch Gestelle voller frisch gebackener Brote auf dem Kopf. Und schliesslich finden sich auch berittene Dromedare mühelos im getakteten Strassentanz zurecht. Kurz: Der ägyptische Verkehr ist lückenlos, begleitet von einem Nebel aus Abgas und Staub – und einem unablässigen Hupkonzert.

Die Überquerung von Kreuzungen scheint mir eine schlichte Unmöglichkeit. Doch Einheimische schlendern entspannt über die befahrenen Strassen – mit Blickkontakt und Handzeichen regeln sie den Vortritt. Ich wusle ihnen dabei wie ein panisches kleines Entlein nach. Auch nach einer Woche habe ich mich nicht an den ägyptischen Verkehr gewöhnt. Doch was mir zuerst als pures Chaos erschien, entpuppt sich als harmonisches System: Man grüsst sich durch offene Autofenster, tauscht Wegbeschreibungen aus und reicht Bedürftigen Kleingeld. So erscheint mir die Millionenstadt merkwürdig geeint. Diese Lehren in Sachen Aufmerksamkeit nehme ich gerne nach Zürich zurück.

[lsu]

Hier schreibt die Redaktion über Zusammengewürfeltes.

Thomas Manns Arbeitsplatz

Ausstellung — Thomas Mann ist ein Name, der bei einigen Erinnerungen an die nicht enden wollenden Deutschstunden der Oberstufe weckt. Trotzdem gilt er zu Recht als einer der bedeutendsten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Mann, den es zeitlebens immer wieder in die Schweiz und insbesondere nach Zürich zog, war einer der produktivsten seines Faches. Dies ist nicht zuletzt dem Ort seines Schaffens, dem Arbeitszimmer, geschuldet. Jenes bildet den Kern der Ausstellung «Im Schreiben eingerichtet», die sich seit dem 1. März dieses Jahres, versteckt im Hauptgebäudes der ETH Zürich, besichtigen lässt.

Die Ausstellung führt von einem kurzen Einblick in die Beziehung von Thomas Mann zur ETH und in die Geschichte seines Nachlasses über die verschiedenen Stationen seines Lebens und Arbeitsalltags bis hin zum Schaffensprozess. Einen roten Faden bilden hier die zunächst unbedeutend erscheinenden alltäglichen Objekte, die die Schöpfungsstätte des Autors rund um seinen schweren antiken Mahagoni-Schreibtisch ausmachen. Ihnen wird zusammen mit Tagebucheinträgen und dem Einsatz von Fotos und Tonaufnahmen eigenes Leben eingehaucht. Dies funktioniert so gut, dass man nie das Gefühl hat, sich an Einzelheiten zu erschöpfen, selbst wenn man sich gerade mit einem scheinbar alltäglichen Ausstellungsstück wie einem Kalender beschäftigt.

Nicht sehr gelungen ist hingegen die Anordnung der Exponate, deren Platzierung weniger den Eindruck eines rege genutzten Arbeitszimmers oder Museums als den eines Archives erweckt. Sie stehen gedrängt und etwas gleichgültig in der Mitte eines roten Würfels, der beinahe den ganzen Raum ausfüllt. Trotzdem gelingt es der Ausstellung, in weniger als einer Stunde Besuchszeit ein greifbares Bild der Person Thomas Mann zu vermitteln, das weiteres Interesse an seinem Werk weckt. In den Nachbarräumen findet sich bis zum 6. August ausserdem eine temporäre Ausstellung zu «Thomas Mann. Achtung Europa!», die das öffentliche Wirken des Erzählers sowie seine Ideen für ein modernes Europa thematisiert, die nichts an Aktualität verloren haben. Ein Besuch lohnt sich.

[tst]

Die Dauerausstellung «Im Schreiben eingerichtet» kann im ETH-Hauptgebäude, E 43 besucht werden.

Strassenkämpfe im Zürcher Rotlichtviertel

Musical — Vom 13. bis 16. April lief das Musical «Chreis Cheib» unter der Leitung des Kulturbogens Zürich im Kulturhaus Dynamo. Die Atmosphäre der Langstrasse in den 1970er-Jahren vermittelten die jungen Darstellenden vor allem gesanglich überzeugend.

Wir befinden uns an der berüchtigten Strasse im Kreis 4, auch Chreis Cheib genannt. In den 1970ern spukt hier, wie auch im Rest der Schweiz, das Schreckgespenst der Überfremdung, welches in der Schwarzenbachinitiative gipfelt, die den Ausländer*innenanteil in der Schweiz auf zehn Prozent der Bevölkerung reduzieren will.

Die Familie Nascosto muss ihre 17-jährige Tochter Fabrizia in ihrer Wohnung verstecken, denn wenn sie als sogenanntes Kastenkind entdeckt wird, droht die Ausschaffung der gesamten Familie. Nicht nur der Nachbar mit dem Edelweisshemd ist darauf erpicht, auch seine Freunde vom Stamm schieben die Schuld für ihre Kündigungen den eingewanderten Italiener*innen in die Schuhe. Von ihrem Wunsch nach Freiheit und Musik getrieben, landet Fabrizia mitten im Trubel der Langstrasse, der sich unter ihrem Zimmerfenster abspielt.

Sie irrt im Rotlichtviertel herum und trifft auf andere italienische Jugendliche, die sich mit Schwarzenbachanhänger*innen Strassenkämpfe liefern. Wir lernen eine Obdachlose kennen, die uns Berndeutsch reimend durch den Abend führt. Die Akkordeonspielerin Laura hält sich mit Strassenmusik und mit bei Gemüsehändler*innen geklauten Äpfeln über Wasser. Einzig die Gutmenschen vom Platzspitz lassen klirrende Münzen in ihren Hut fallen. Sie alle verleihen dem Chreis Cheib Leben. Mehr als zwei Dutzend Laienkünstler*innen und eine professionelle Band beglückten die Zuschauenden drei Stunden lang mit dem unterhaltsamen Musical.

Die in die Länge gezogenen Tanz- und Schauspielszenen büssten teilweise an Charme und Spannung ein, und nicht alle Darstellenden vermochten gleichermassen zu überzeugen. Die stimmungsvolle und gesanglich hochstehende Interpretation von bekannten Mundarthits aus der Niederdorfoper oder von bekannten Künstler*innen wie Dodo, Faber und Phenomden machten dies aber wieder wett.

Die Intendant*innen holten die Vielfalt der Langstrasse und deren Charaktere auf die Bühne des Zürcher Jugendkulturhauses Dynamo (wohlgemerkt an der Limmat im Kreis 6). Die Tragik der Kastenkinder und deren Isolation wurde dabei allerdings von Geschichten über Gewalt, Drogen, Armut und Fremdenhass überspielt. So verlor die immer noch zeitgemässe Thematik etwas an politischer Substanz.

[let]

Das Musical «Chreis Cheib» lief vom 13. bis 16. April im Zürcher Kulturhaus Dynamo.

Reparieren statt ruinieren

Ausstellung — Ob löchrige Hosen oder ein kaputter Staubsauger – wenn es ums Reparieren geht, haben viele Menschen zwei linke Hände. Um ihnen zu helfen, gibt es allein in Zürich mehrere Repair Cafés und Werkstätten.

Im Zeitalter der Fast Fashion und der Massenproduktion geht die Reparaturkultur und das dafür notwendige Know-how immer mehr verloren. Ist der Pullover kaputt, wird er meistens weggeworfen und anschliessend ein Neuer gekauft. Aus dem Auge, aus dem Sinn. Doch genau diese Mentalität führt langfristig zu erheblichen Problemen, die vor allem andere Länder auszutragen haben. In China oder Ghana landet der Grossteil des Schrotts, der sich in Europa ansammelt.

Die Ausstellung «Repair Revolution» im Zürcher Hochschulcampus Toni-Areal geht auf diese Problematik ein. Durch einen eindrücklichen Film, der eine Schrotthalde in Ghana zeigt, wird ersichtlich, wohin unsere alten Gegenstände nach dem Wegwerfen tatsächlich gelangen. Die Ausstellung übt aber nicht nur Kritik: Auf eine vielseitige Art und Weise werden verschiedene innovative Ideen gezeigt, wie solche Dinge repariert werden können.

Neben einem Staubsauger, der mit Pappmaché repariert wurde, einem kunstvoll zusammengeflickten Pullover und vielen weiteren Alltagsgegenständen ist das Highlight der Ausstellung ein Radio, bei dem die Antenne defekt ist und kurzerhand durch eine Gabel ersetzt wurde – funktional und kreativ.

Was jedoch fehlt, ist eine kritische Auseinandersetzung mit der Tatsache, dass es oft billiger ist, Objekte neu zu kaufen, anstatt sie zu reparieren. Auch wären mehr Alltagsratschläge wünschenswert, wie zum Beispiel kurze Anleitungen, wie gewisse Dinge repariert werden können.

«Repair Revolution» ist eine Ausstellung, die zum Nachdenken anregt und auch ein bisschen schlechtes Gewissen herbeiführt. Damit einher geht der Wunsch, zukünftig mehr Sachen selbst zu reparieren.

[kar]

Die Ausstellung «Repair Revolution» kann bis zum 15. Oktober im Toni-Areal besucht werden.

Bilder: ETH Zürich, Frank Blaser / zVg / Anna Niederer

Wie umgehen mit Deutschland nach dem Krieg?

Diese Frage spaltete die Gemüter der Zürcher Studierenden in der Nachkriegszeit.

Narisara Behrends

Die Zürcher Studierenden überstehen im Herbst 1945 ihr letztes Kriegssemester, die Schweiz bleibt eine Demokratie und beim «Zürcher Student», dem Vorgänger dieser Zeitung, schreibt man weiterhin fleissig Texte.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs hat bei Schweizer Studierenden Neugierde darüber ausgelöst, wie es sich in den Nachbarländern inzwischen wohl zutragen mag. Der internationale Austausch nimmt ab 1946 zu, und besonders die Beziehung zu deutschen Universitäten wird wieder gefördert. Die günstige Gelegenheit nach sechs Jahren Abschottung vom Ausland, Luft an ausländischen Universitäten zu schnuppern, entpuppt sich für Schweizer Studierende nicht nur als glückliche Fügung, sondern geradezu als Notwendigkeit, da man, so schreibt es die Redaktion des «Zürcher Student», «beinahe zu ersticken drohte». Weitere Texte aus der Nachkriegszeit bekunden, dass man sich unter den Studierenden vor allem in einer Sache uneinig ist: wie man fortan mit Deutschland umgehen soll.

Mit Filmmaterialien und Plakaten, die Bilder aus Konzentrationslagern zeigen, versuchen die Alliierten der deutschen Bevölkerung ihre Mitverantwortung an den Verbrechen des Dritten Reiches vor Augen zu führen. Im November 1945 beginnen die Nürnberger Prozesse. Doch nur wenige Deutsche sprechen derzeit von einer «Kollektivschuld». Auch unter den deutschen Studierenden wehre man sich gegen diese Vorstellung, berichten Schweizer*innen nach ihrem Auslandsaufenthalt. In deutschen Zeitungen stünde: «Man wirft uns deutschen Studenten heute vor, wir hätten Hitler Gefolgschaft geleistet. In Wahrheit aber hat allerhöchstens ein Prozent der deutschen Studenten das Buch ‹Mein Kampf› überhaupt gelesen!»

Das Thema sei heikel, schreibt ein Schweizer Kommilitone im April 1946 in einem Beitrag des «Zürcher Student». Um jedes Missverständnis auszuschliessen, wolle er sich bei seinen Ausführungen auf persönliche Eindrücke stützen und dabei von seiner zehntägigen Reise nach Heidelberg und dem gedanklichen Austausch mit deutschen Studierenden berichten. Er schreibt: «Die deutschen Studenten sind von einer sonderbaren Romantik, und deshalb politisch uninteressiert. Genau so wenig, wie sie 1933 ‹Mein Kampf› gelesen haben, genau so wenig lesen sie heute die Berichte über den Nürnberger Prozess.»

Von Deutschland könne man nichts lernen

Die Schweiz empfiehlt ihren Studierenden in dieser Zeit den universitären Austausch nach Deutschland zu nutzen, um der deutschen Bevölkerung die schweizerisch-demokratische Lebensart vorzuleben und ihnen so zu helfen, einen Weg aus der politischen Apathie zu finden.

Dass nicht alle von dieser Idee begeistert sind, zeigt der im «ZS» abgedruckte Text «Los von Deutschland» des Zürcher Medizinstudenten Adolf Vinzenz Guggenbühl, der sich gegen den Austausch mit deutschen Universitäten ausspricht, und damit später bei seinen Schweizer Kommiliton*innen auf Empörung stösst. Laut Guggenbühl besteht für Schweizer Studierende die Gefahr, dass man von der deutschen «Zusammenbruchsmentalität» angesteckt und «im besten Fall an Ideen und Anregungen genauso arm» wie beim Verlassen der Schweiz wieder zurückkehrt. Zwar könne man diese traurige Lage des Gastlandes studieren, aber lernen werde man davon nichts. Auf seine Empfehlung hin soll man lieber zwei Semester an einer englischen Universität verbringen, «wo nicht jedes Gesicht und jedes Haus den Geist des Zusammenbruchs atmet», und bereichert in sein Land zurückkehren, denn das deutsche Volk irre schliesslich kulturell völlig ratlos «im Nichts herum».

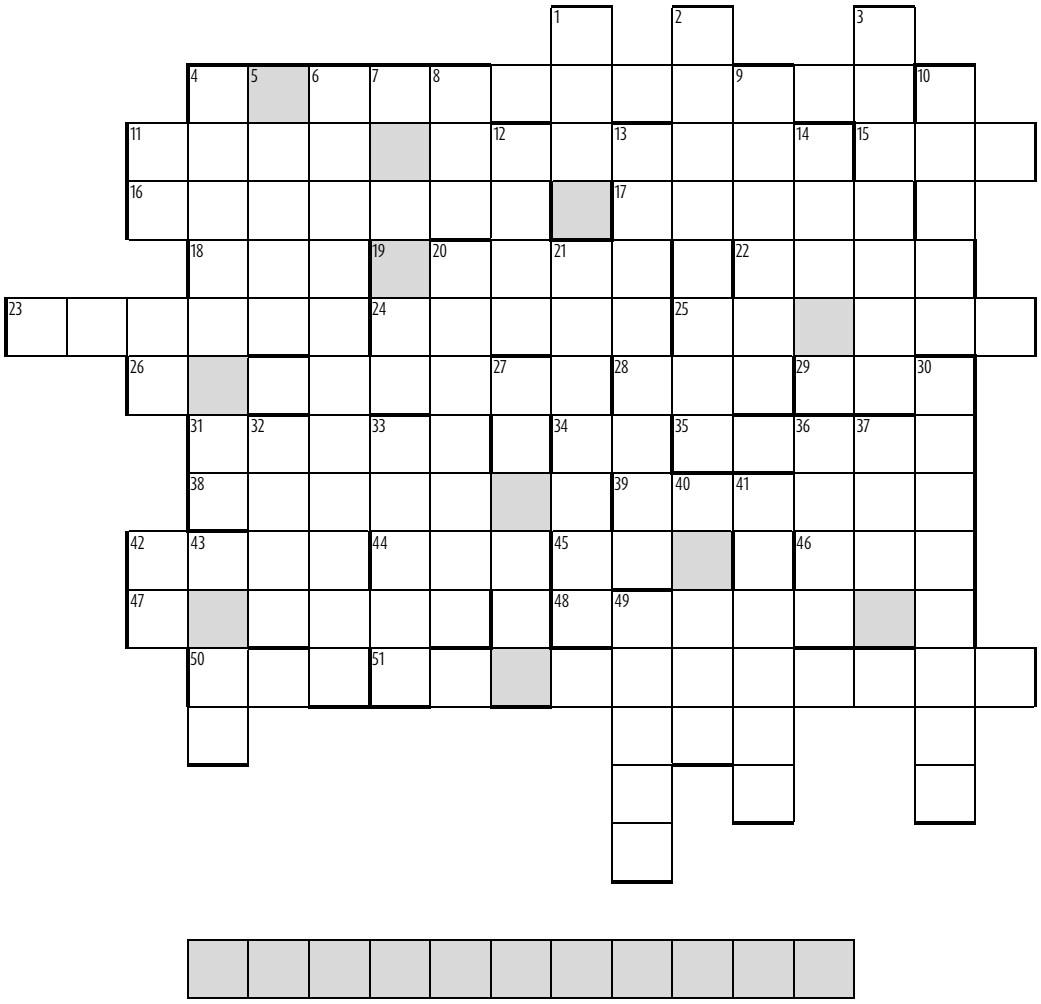
Zwei Tage nach Erscheinen dieses Textes im Oktober 1946 liegt eine Postkarte mit dem Schriftzug «An die Redaktion des ‹Zürcher Student›, Künstlergasse 15, Zürich» auf dem Redaktionstisch: «Etwas so Einfältiges wie den Artikel ‹Los von Deutschland› von Adolf Vinzenz Guggenbühl habe ich lange nicht mehr gelesen! Sollten zu wenig Schreiben eingehen, die dagegen Stellung beziehen, bitte ich um Nachricht; dann werde ich ein paar freie Minuten suchen und ein paar Zeilen schreiben. Mit kameradschaftlichem Gruss: Carl E. Eder.»

Die Redaktion kann sich vor Einsendungen kaum retten. Kritiken zu Guggenbühls Text häufen sich dermassen, dass man Schwierigkeiten hat, eine knappe Auswahl für die nächste Ausgabe des «Zürcher Student» zu treffen. Der Philosophiestudent Pio Eggstein schreibt zu Guggenbühls Gedanken: «Die Unterstützung anderer Länder darf in Deutschland nicht den Boden für eine neue nationalistische Bewegung hergeben. Es geht vielmehr darum, die in jeder Beziehung wertvollen Studenten zu fördern, dass ihr Einfluss in der deutschen Studentenschaft massgebend wird. Und dies kann nur durch persönlichen Kontakt geschehen.» ◊

In sechs Ausgaben erzählen wir 100 Jahre ZS-Geschichte.

Hier rätselt einfallsreich Ella Eloquentia.

Ä Ö Ü = AE OE UE, J/Y = I



Schicke das Lösungswort bis zum 19. Mai 2023 mit dem Betreff «Rätsel» an raetsel@medienverein.ch und gewinne 3x2 Gutscheine für die Kinos Riffraff und Houdini!

Waagrecht

4 Bei diesem Rhythmus kann sogar die Uhr mitspielen **11** Man teile eine Banane... **15** Achtung, Tausende Moneten! Daher gerne aufgesprengt **16** Zwischenmenschlicher Sprung zur Seite **17** Hauptort schlechter Schweizer Autofahrenden? **18** Wird auch an Partys ausserhalb Bostons massenhaft gespillt **19** Ein Stück Sauberkeit geht durch hunderte Hände **22** Hiesige Exekutivmacht und Seitenkleber **23** Schützt uns vor Regen und Sonne, und Banken vor dem Crash **24** Letztlich doch nur schaumiger Apfelsaft **25** Auch Wände sollten Kleidung tragen **26** Österreichische Kohle? Eher in Natron und Kalk zu finden **28** Kurze cigarette **29** So wird es bei Platzmangel oder zwölf Minuten vor Abgabe **31** Und wäre der erste Präsident der USA Deutscher gewesen? **34** Um es kurz zu sagen: Eklig! **35** Geniesser giftiger Gummibäume, lahme Langschläfer **38** Im neuen gibt es Jazz und ein Haus **39** Stecken noch immer im kalifornischen Hotel fest **42** Nicht der beste Ort, um einen französischen Diktator zu exilieren **44** Was hat das Betriebssystem denn mit Antilopen zu tun? **45** Continuierlich Neue Nachrichten in den Staaten **46** Mind the amerikanischer Kleiderhersteller **47** Obgleich es die gleichen Fahrzeuge sind, ist es der TGV, und der ICE selten **48** Hände mit Unschuld statt 19 waagrecht waschen entspricht ihr nicht **50** Nein, nicht er! **51** Ausweispflichtige Nierenangelegenheit

Senkrecht

1 Elsters Eigenheim **2** Agglomeration der Stadt mit der höchsten Fischdichte **3** Kein stockender Verkehr? Ein richtiger Wow-Moment! **4** Ziel der Jakobsweggänger und Chileaffinen **5** Hereinspaziert, my dear! **6** Plural von Rennautos in der zu scharfen Kurve **7** Entscheidet offiziell, ob schöne alte Sachen wirklich schön sind **8** Brandaktuell! Unvorangegangen! **9** Kissen für Nächte im Auto? Bewahrt eher vor dem ewigen Schlaf **10** In Liechtenstein unbekannte Form des Zusammenlebens **12** Todsünde: Dein lieber als mein sehen **13** Per Definition die süsse Form von zweien **14** Französischer Maulwurf mit an Luftratten erinnernder Farbe **20** Ein Gang ohne ist schwer erreichbar **21** Füsse, Lack, Leder – Auf irgendwas steht jeder **27** Leise Vermutung ist mit M erneute Aufforderung, mit Z Durchbruch der Beisser **30** Missbrauch beschert das teuerste Foto der Schweiz **32** Besteht je nach Glück aus Briefmarkensammlung, Immobilien, oder den Altlasten **33** Kurz für die Landschafts-Bimmelbahn **36** Seebewuchernde Sushikomponente **37** Hustensaft-Sprite **40** Gast N fürchtet, dass seine wahre Identität entdeckt wird **41** Beeinflusst allwinterlich Mensch, Vogel und Schwein **43** Nichttierische Variante von Bock **49** Gibt es halb, als Gruppe, oder mit Zunge

Die vollständigen Lösungen werden nach dem 19. Mai auf zsonline.ch veröffentlicht. Lösungswort der letzten Ausgabe: ANTIHISTAMIN

Gegen Abrissbagger in Wald und Quartier

In Rümlang hielten Aktivist*innen zwei Wochen lang ein Waldstück besetzt.

Lisa Egger und Kai Vogt (Text und Bilder)

Halb sieben Uhr morgens, leichter Regen fällt durch das Blätterdach, Bärlauch spriesst am Rand der Waldstrasse. Im Hintergrund ist Vogelgezwitscher zu hören. Ein idyllisches Bild, das gebrochen wird durch vier dunkelblaue Einsatzwagen und etlichen Polizist*innen, die mit Helm und schusssicherer Weste durch frisches Grün stapfen. Zudem auffällig ist das rote Absperrband, das ein weites Stück des Rümlanger Walds unzugänglich macht. Grund dafür: Die Räumung der Waldbesetzung «Rümi», wo sich seit Ostern Aktivist*innen gegen die geplante Rodung des Waldes zur Wehr setzen. Hier, auf einem unscheinbaren Waldstück zwischen Autobahn, Industriequartier, Gleisen und Flughafen, wurde in den vergangenen Wochen ein Kampf ausgetragen, der nur so von Symbolkraft strotzt.

«Wir bleiben so lange wie nötig»

Als Zora, Sprecherin des Kollektivs «Wald statt Schutt», uns an Ostern das erste Mal empfängt, herrscht reges Treiben auf dem besetzten Gelände. Über einen wackeligen Holzpfad führt sie uns zum Lager, das von den Besetzer*innen auch Wald-WG genannt wird. Es umfasst mehrere Zelte, eine improvisierte Toilette und eine Küche, wo gerade für rund 50 Leute das Abendessen zubereitet wird. Zeitgleich findet ein Häkel-Workshop statt, irgendwo wird musiziert.

Die Ernsthaftigkeit des Anlasses würde man nicht bemerken, wären da nicht einzelne vermummte Gesichter, grosse Transparente mit Aufschriften wie «Stopp des Abrisswahns» und auf Bäumen errichtete Holzplattformen. «Es heisst, der Wald könnte schon diesen Herbst gerodet werden, wann genau wissen wir nicht. Wir bleiben so lange wie nötig, um das zu verhindern», sagt Zora. Grund für die Rodung des Waldstücks, die etwa 6'000 Bäume umfassen soll, ist die geplante Erweiterung der benachbarten Deponie Chalberhau, wo Bauschutt abgerissener Häuser aus dem Kanton Zürich gelagert wird. Gemäss der Firma Eberhard, welche die Deponie betreibt, ist die Vergrösserung notwendig, da die Menge an Baustoffabfällen in den letzten Jahren stark zugenommen hat. Die Erweiterung wurde bereits 2017 in den kantonalen Richtplan aufgenommen, 2021 hat der Kantonsrat das Bauvorhaben verabschiedet – trotz Widerstand seitens der Bevölkerung und der Gemeinde.

Und auch im Kantonsrat wurden Stimmen gegen die Abholzung laut: «In diesem Wald gibt es jahrhundertealte Eichen, die Lebensraum für seltene, vom Aussterben bedrohte Käfer sind», so Thomas Honegger, ehemaliger Kantonsrat. Der Politiker der Grünen begrüsst die Waldbesetzung, sie helfe dabei, ein Bewusstsein für die Werte der Natur zu schaffen. Honegger hat die Besetzung mehrmals besucht und etwa an Waldspaziergängen, die von den Aktivist*innen organisiert wurden, über die aktuelle politische Lage aufgeklärt.

Aktivist*innen kritisieren Wohnungspolitik

Mit den Spaziergängen, aber auch mit kleinen Veranstaltungen, etwa Kletter-Workshops oder Spielen am Lagerfeuer, haben die Aktivist*innen über die Wochen versucht, die Besetzung attraktiv zu gestalten. Gleichzeitig haben sie ihren Anliegen durch die sozialen Medien und aktive Medienarbeit Gehör verschafft. Dabei konnten sie verdeutlichen, dass es ihnen um mehr geht, als um den Erhalt des Waldes. Neben der Betonung der wichtigen Rolle, welche die Wälder bei der Bekämpfung von Klima- und Biodiversitätskrise spielen, kritisieren sie die Wohnungspolitik des Kantons, welche die Erweiterung der Deponie erst notwendig gemacht habe. «Bei der Besetzung geht es auch um die Gentrifizierung. Wir wollen nicht, dass Häuser abgerissen werden, die man eigentlich renovieren könnte, nur, damit neue Luxuswohnungen entstehen können», so Zora. Die Aktivist*innen bemängeln die kürzer werdende Lebensdauern der Wohnungen und die Mietpreise, die gemäss Mietpreisindex seit dem Jahr 2000 um mehr als 20 Prozent gestiegen sind. Sie fordern eine nachhaltige Wohnungspolitik, bei der Baumaterialien vermehrt rezykliert anstatt neu hergestellt werden. So mache etwa die Neuproduktion von Beton und Zement jährlich neun Prozent der globalen CO_2-Emissionen aus.

Grosses Echo aus der Politik

Mit ihren Forderungen in puncto Umwelt und Wohnungsnot zeigen die Besetzer*innen auf drängende politische Themen. Pikant ist, dass die illegale Aktion auf viel Zustimmung aus Bevölkerung und Politik gestossen ist. Nicht nur Bewohner*innen aus der Umgebung haben die zweiwöchige Besetzung unterstützt, zum Beispiel in Form von Essensspenden, sondern auch in der Politik hat diese ein breites Echo gefunden. Kurz nach Beginn der Besetzung haben etwa AL und Grüne in einem Vorstoss im Kantonsrat gefordert, dass der Wald unter Schutz gestellt wird. Auch in ihrem Ausmass ist die Protestaktion einzigartig: Noch nie hat davor eine vergleichbar grosse Waldbesetzung in der Schweiz stattgefunden.

In Deutschland dagegen ist diese Art des Protests bereits weit verbreitet. Zuletzt sorgte die Räumung des Dorfes Lützerath für Schlagzeilen, das besetzt wurde, um den dortigen Kohleabbau zu verhindern. Die Aktion in Rümlang sei von solchen Besetzungen inspiriert, erzählt Zora. «Wir sehen uns als Teil dieser Bewegung.» Bei einem weiteren Besuch der Wald-WG, eine Woche nach Beginn

Wald und Quartier

*Knapp zwei Wochen lang haben die Aktivist*innen bei jedem Wetter im Wald gezeltet. Täglich wurden Events und Plena organisiert.*

der Besetzung, hat das Lager schon einen dörflichen Charakter angenommen. Ein farbiges Eingangstor wurde gebaut, Wege zum Schutz des Waldes abgesteckt, eine Informationsstelle für Interessierte installiert. Einige hämmern, andere kochen, man hilft sich gegenseitig. «Die Besetzung soll ein Ort sein, der Alternativen aufzeigt, ein Ort, wo man ein Leben führen kann, das anders als das kapitalistische ist; wo man eine soziale und inklusive Gesellschaft ausleben kann – soweit das eben möglich ist», sagt Zora.

Wir treffen hier auf Personen, die extra aus Deutschland angereist sind. So etwa ein älterer Herr aus Frankfurt, besetzungserfahren, der gekommen ist, «um Widerstand zu leisten». Dies, nachdem die Gemeinde Rümlang dem Kollektiv mit der Räumung gedroht hat. Konkret wurde den Aktivist*innen ein Ultimatum gestellt, das sie jedoch verstreichen liessen. «Wir haben ihnen zwei Angebote gemacht, wie sie ihre Aktion legal gestalten könnten», sagt Giorgio Ciroli, Verwaltungsleiter der Gemeinde Rümlang. Es wurden zwei Standorte in der Nähe vorgeschlagen, wo der Protest bewilligt worden wäre. Diese seien ausgeschlagen worden, um die Wirkung der Aktion zu sichern, so Katrin von «Wald statt Schutt». «Ziviler Ungehorsam soll Aufmerksamkeit erregen und ein Zeichen setzen.»

Elf Anzeigen und drei Festnahmen

Trotz Drohung rechnen die Aktivist*innen am Donnerstagmorgen, knapp zwei Wochen nach der Besetzung des Waldstücks, nicht mit der Räumung. Ein weiteres Gespräch mit der Gemeinde wäre noch ausgestanden, als die Besetzer*innen von einem Grossaufgebot der Polizei geweckt werden. Die Waldeigentümerin sowie die Gemeinde hätten gemäss der Kantonspolizei Strafanzeige eingereicht. Bei der Räumung werden elf Personen angezeigt, drei widersetzen sich polizeilichen Anweisungen und verharren während mehrerer Stunden auf den Plattformen hoch oben auf den Bäumen. Von Kletterpolizist*innen werden sie geborgen und anschliessend verhaftet. Laut den Aktivist*innen sind Anzeigen wegen Nötigung, Sachbeschädigung und Verstoss gegen Polizei- und Waldgesetz angekündigt worden, zudem drohen ihnen hohe Räumungskosten. Dennoch werten sie die Aktion als Erfolg: «Es hat dem Wald eine neue Chance gegeben, mit dem Protest ist der Widerstand neu aufgeflammt und hat neue Hoffnung gebracht», sagt Katrin.

Tatsächlich könnte die Rodung noch auf institutionellem Weg verhindert werden. Sobald der konkrete Gestaltungsplan für die Deponieerweiterung auf dem Tisch liegt, besteht für Naturschutzverbände die Möglichkeit, Rekurs einzulegen. Bis dann setzen sich die Aktivist*innen von «Rümi» weiter für ihre Sache ein, etwa mit einer Petition und Demonstrationen. Dabei ist eines klar: Es geht hier um weit mehr als den Rümlanger Wald. Wie unter einem Brennglas zeigt der Fall die Verwobenheit der Ursachen drängender Probleme: Von Wirtschaftsinteressen über Wohnungspolitik bis hin zum Umgang mit unserer Umwelt. Und mittendrin der Aktivismus und eine polarisierte Politiklandschaft – das alles in einer sich zuspitzenden Klimakrise. ◊

Halt auf Verlangen

hier zeichnet Julia Trachsel fürs Notbremse Magazin
www.notbremse-magazin.ch

Mit jedem Mal scheint es deutlicher zu werden, verfestigt sich und ergibt ein Muster. Zufällig bilden sich Strukturen. Zigarette an Zigarette, eine Verdichtung, Kaugummis, Schritte, Spuren von Alltag.

Routinen werden ersichtlich. Wellenartig, getaktet, Mustern folgend gehen alle ihre vorgesehenen Wege. Nehmen in stillschweigendem Einverständnis ihre Rollen ein. Ist hier noch Platz? Wortloses Nicken.

Die Arbeitenden und die Beschäftigten, die Müden, die Wachen, die Hungrigen. Die Unterhaltenen und die Fragenden. Die, die nicht ankommen wollen und die, die bereits am nächsten Ort sind.

Eine zufällig zusammengewürfelte Blaupause der Gesellschaft, die sich morgen bereits wiederholen wird, ohne dieselbe zu sein. Draussen ziehen die Schienen vorbei, Bäume, Häuser, ein leiser Takt.

Und während vor den Fenstern die Welt weiterzieht und bleibt, wird in mir eine stille Sehnsucht laut.

DEIN STUDIJOB

Suchst du einen gut bezahlten Job mit Sinn
für deine Semesterferien?

WWW.WESSER.CH/DEIN-STUDIJOB

Bewirb dich jetzt. Arbeite, wann es dir passt.